Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 26 – 1. Juli 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Es fehlen 30 000 Lehrstellen

In den nächsten Wochen werden an Deutschlands Schulen viele Tränen fließen – Tränen des Abschiedsschmerzes und auch der Freude. Auch wenn in Deutschlands Medien alles über die ungebildeten deutschen Schüler klagt, so schaffen doch Zehntausende von ihnen trotzdem den Abschluß. Sie haben erfolgreich einen Lebensabschnitt abgeschlossen und schlagen nun ein neues Kapitel in ihrem Leben auf. Ob Ausbildung, weiterführende Schule, Studium, Auslandsjahr, Praktikum oder gewolltes beziehungsweise ungewolltes Nichtstun; für alle diese jungen Menschen ändert sich nach den Sommerferien etwas Maßgebliches

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt

in ihrem Leben. Wie viele von ihnen das machen, was sie wollen, ist schwer zu sagen, denn darüber gibt es keine statistischen Erhebungen, wie viele von ihnen jedoch von der Wirtschaft nicht gewollt werden, ist nachvollziehbar, denn laut der „Agentur für Arbeit" fehlen bis zum 1. September voraussichtlich noch über 30 000 Lehrstellen. Die potentiellen Arbeitgeber werfen den Schulen, den Eltern und dem Staat vor, daß viele Jugendliche nicht „ausbildungsreif" seien. Und tatsächlich spricht einiges dafür, daß Deutschland bei der Ausbildung seines Nachwuchses nicht genug leistet. Jedes Jahr verlassen über acht Prozent der Schulabgänger die Schule ohne Abschluß. Daß bei dem derzeitigen Lehrstellenmangel jemand ohne Abschluß eine Lehrstelle bekommt, ist ausgeschlossen, da das schon durchschnittlichen Schülern schwerfällt. Allerdings ist es auch einfach, die Schuld immer nur bei anderen zu suchen. (Siehe Beiträge Seite 4.) *Bel*



Von allen Seiten bedrängt: Kanzlerin Angela Merkel hat sich einen schweren Faux pas geleistet – ist Deutschland wirklich ein Sanierungsfall? Foto: ddp

Sanierungsfall Kanzleramt

Angela Merkel ist schlecht beraten – Struck geht in Opposition

Von KLAUS D. VOSS

Ungestraft sagt man das nicht: „Deutschland ist auch ein Sanierungsfall." Kanzlerin Angela Merkel hat zu spät begriffen, daß es in der Politik noch diese geheimnisvolle Grenze des Anstands gibt, die nicht übertreten werden darf. Es gibt Sätze, die bleiben haften, Pattex-Sätze eben. Jeder Kanzler kennt das: Gerhard Schröder hatte seine „ruhige Hand" unfreiwillig zum Markenzeichen gemacht, sich mit seinem „Basta" die Freundschaft der Gewerkschaften verdorben. Helmut Kohl muß auf ewig in seinen „blühenden Landschaften" leben.

Nicht ohne Hintergedanken hatte Merkel auf der Tagung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie auftrumpfen wollen: Sie stand da ohne vorzeigbare Reformansätze und wollte es den Industriebossen gleichtun. Viele der großen Unternehmen brauchen die harte Hand des Sanierers. Was oft genug aber ungesagt bleibt: In aller Regel haben grobe Managementfehler die Unternehmen in Schräglage gebracht. Die Sanierung geht dann auf Kosten der Belegschaft und der Kapitaleigner.

Mit diesem Teil des Vergleiches hat Merkel ungewollt recht – die schweren Bürden, die auf dem Land lasten, muß ebenfalls das „Management des Staates", müssen also Merkels Kabinettsmannschaft und die Vorgänger-Regierungen verantworten. Leider auch hier zu Lasten der Bürger.

Die Frau, die mit großer Sympathie der Bevölkerung ins Kanzleramt eingezogen war, muß sich inzwischen fragen lassen, ob sie noch eine einzige der in sie gesetzten Hoffungen erfüllen will. Merkels Umfragewerte im ZDF-Politbarometer lassen nicht viel Gutes ahnen: Gut ein halbes Jahr nach Amtsantritt sinkt ihr Popularitätswert dramatisch ab. So schnell hat noch kein Regierungschef zuvor die Kurve nach unten gekriegt.

Schwerwiegender noch ist die Absetzbewegung beim Koalitionspartner SPD. Die Sozialdemokraten hatten erst viele Schrecksekunden zu spät begriffen, daß Merkel vor allem ihnen die Misere der Staatsfinanzen anhängen will. Immerhin gehörten fast alle derzeitigen SPD-Minister auch zu Schröders Waffenträgern.

Peter Struck, nun SPD-Fraktionschef, schmiedet eine neue Form der innerparlamentarischen Opposition; Abgeordnete aus dem konservativen SPD-Lager gehören dazu wie übergangene Parteilinke. Struck, der sich lautstark zum Altkanzler Schröder bekennt und damit keine Zweifel mehr an seinem Loyalitätsdefizit zuläßt, hat sich eine Gruppe von Koalitions-Dissidenten herangezogen. Nicht stark genug, um die Mehrheit im Bundestag zu gefährden, aber groß genug, um kritischen Wortführern Deckung zu bieten; eine gefährliche Dimension.

Kanzlerin Merkel sollte inzwischen bemerkt haben, daß sie schlecht beraten wird. Vorwerfen muß man ihr und ihrem Troß eine fatale Kommunikationsstrategie, die nicht nur zu Beleidigungen wie im „Sanierungsfall Deutschland" führt. Viel zu lange läßt sie ihre Mitstreiter und die Öffentlichkeit über ihre wirklichen Absichten im unklaren. Entscheidungsschwäche nennen das die einen, „Bunkermentalität" die anderen. Jedenfalls hat Angela Merkel mit dem Kanzleramt ihren ersten und wichtigsten Sanierungsfall.

KLAUS D. VOSS:

Bürgermut

Zugegeben, bis jetzt war es keine schlechte Woche. Immer im Blick das Meer von schwarzrotgoldenen Fahnen und ein Heer von gut gelaunten Menschen. Eine Feier ohnegleichen. Da fliegen die Gedanken – man muß schon lange im Geschichtsbuch blättern, um gleiche Bilder zu finden. Auf dem Wartburg-Treffen, beim Hambacher Fest hat es ähnlich ausgesehen, Schwarz-Rot-Gold auf allen Wegen. Das waren große Tage in unserer Geschichte, als die deutsche Nation aufblitzte und ein Zeichen gegen Kleinstaaterei und Kleingeistigkeit gesetzt war. Schön, daß es historische Momente gibt, an die man sich gern erinnern mag wie dieses frühe Bekenntnis zu Freiheitswillen und Bürgermut – unter schwarzrotgoldenen Fahnen. Und nicht zu vergessen die Tage nach dem Fall der Mauer, als Schwarz-Rot-Gold zu Farben der Einheit wurden.

Schön, daß auch die Berufskollegen Journalisten in den „Spiegel"-Stuben, in den ARD-Studios oder sogar bei der linken Außenleuchte „taz" ihre Aufgabe wiederentdeckt haben, die guten, unbequemen Fragen zu stellen, ohne Ansehen der Person: Was Herr Gysi, noch immer kein Schwarz-rotgold am Dienstwagen? Der windet sich und brummt wie ein Käfer auf dem Rücken.

Auf dem falschen Fuß erwischt werden jetzt alle Künasts, Roths oder wie sie sonst noch heißen. Also die, die immer versucht waren, unseren Patriotismus, unser Nationalgefühl also, zum Nationalismus umzustempeln. Jetzt leisten sie alle den Treueid auf Klinsmann und die Nationalelf. So eine Fußball-WM kann ein Land schön nach vorn bringen, also weiter mit den Geländegewinnen für die Vernunft.

Die Jugend flieht

Auswanderungswelle erreicht Rekordhöhe

Ein Land, das seine Jugend ziehen läßt, gibt sich selbst auf. Deutschland erlebt derzeit die größte Auswanderungswelle seit 122 Jahren. Im vergangenen Jahr haben 160 000 vorwiegend junge Deutsche ihr Glück im Ausland gesucht – soweit die Zahlen des Statistischen Bundesamtes. Der Historiker Klaus Bade, der in Osnabrück das „Institut für Migrationsforschung" gegründet hat, rechnet die Zahl der Auswanderer auf 250 000 hoch; die amtliche Zählung erfaßt nur Menschen, die sich ordnungsgemäß abmelden.

Bade schlägt Alarm: „Gerade die Besten gehen." Unter den Auswanderern sind auffallend viele gut und teuer ausgebildete Jungakademiker. Die Forschungsbedingungen für wissenschaftliche Talente gelten in den USA als besonders gut, deutsche Ärzte liebäugeln mit den besseren Verdienstmöglichkeiten in der Schweiz.

Am meisten ins Gewicht fallen die Auswanderer mit gewerblichen Berufen; inzwischen arbeiten in Österreich mehr deutsche als türkische Gastarbeiter: fast 53 000. In der Tourismus-Branche finden die jungen Deutschen schnell Arbeit, aber auch auf Baustellen. Sie gelten als höflich, fleißig und gut ausgebildet.

Bade nennt dies eine „migratorisch suizidale Situation", auf Deutsch gesagt : „Unser Land blutet aus." Vor allem, wenn man die gerade noch 688 000 Geburten im Jahr 2005 gegen die Zahl von 250 000 Auswanderern stellt. *vs*

Macht und Mächtigkeit

Warum die Ärztegewerkschaft »Marburger Bund« auf Konfrontationskurs bleibt

Von H.-J. MAHLITZ

Kein Arzt werde jemals „einen Tarifvertrag akzeptieren, der nicht vom ‚Marburger Bund' unterzeichnet wurde", drohte selbstbewußt der Vorsitzende der Mediziner-Gewerkschaft, Montgomery. Darum also geht es beim neuerlichen Streik, diesmal an den kommunalen Krankenhäusern: nicht um einen sinnvollen, auch den berechtigten Anliegen des medizinischen Personals genügenden Beitrag zur Sanierung des Gesundheitswesens, sondern um Macht. Genauer: um die Mächtigkeit. Dieser Begriff spielt nämlich eine zentrale Rolle bei der Frage, ob eine Organisation überhaupt als Gewerkschaft, sprich: Tarifpartner, anerkannt wird. Die unabhängigen Christlichen Gewerkschaften hatten damit schon oft Probleme; vor Betriebsratswahlen versucht der übermächtige DGB gern, lästige Konkurrenz auszuschalten, indem er deren angeblichen Mangel an „Mächtigkeit" einklagt.

So hat es in den letzten Monaten zwischen dem „Marburger Bund" und der DGB-Gewerkschaft ver.di „mächtig" gekriselt. Nachdem es Montgomerys Mannen aber durch massive Rücksichtslosigkeit gegenüber den Patienten gelungen ist, die Länder zum Tarifabschluß zu nötigen, dürfte die „Mächtigkeit" – und der Gewerkschafts-Status – außer Zweifel stehen.

Offensichtlich will Montgomery mit dem neuen Streik diesen Status festigen – in der irrigen Annahme, er und seine Mitstreiter könnten sich weiterhin auf wohlwollende Begleitung der veröffentlichten Meinung und die Solidarität des sonstigen medizinischen Personals verlassen.

Diese Rechnung aber, so zeigen schon die ersten Streiktage, geht nicht auf. Der Berufsverband der Pflegeberufe kritisiert den Streik als „unsolidarisch"; zu Recht fürchtet er, daß die Kommunen, so sie den Ärzten mehr zahlen müssen, das Geld, das sie eh nicht haben, beim Pflegepersonal einsparen werden. Auch in den Praxen der niedergelassenen Ärzte wird massive Kritik artikuliert: Montgomery diskreditiere mit seinem mutwillig vom Zaun gebrochenen Streik die nichtangestellten, frei praktizierenden Ärzte mitsamt ihren berechtigten Forderungen nach einem unbürokratischeren und leistungsgerechteren Honorarsystem.

Je mehr Details den streikgeplagten Patienten bewußt werden, umso unglaubwürdiger wird der „Marburger Bund". Lohnsteigerungen von bis zu 30 Prozent zu fordern wird zunehmend als unanständig empfunden, zumal wenn man weiß, von welcher Ausgangsbasis aus: In welcher anderen (nicht nur akademischen) Branche erhalten Berufsanfänger bereits mehr als 3 000 Euro monatlich – und das soll auch noch zu wenig sein? Wie will man das den Bürgern – gesunden wie kranken – plausibel machen, die Tag für Tag mit Nullrunden, Leistungskürzungen, Abgaben- und Steuererhöhungen konfrontiert sind?

DIESE WOCHE

Hintergrund

Jeder zweite geht leer aus
Trotz aller Mühen in einer Musterschule in Hamburg-Bergedorf: Es fehlen Lehrstellen 4

Deutschland

Die Geißeln der Zukunft
Lässige Haltung der Großen Koalition zu neuen Schulden ist Verrat an der Nation 5

Zeitgeschichte

Agenten im Auftrag der DDR
Bettina Röhl über die Untergrundarbeit ihrer Eltern 6

Aus aller Welt

Nach uns die Sintflut
Die Vereinigten Staaten von Amerika wollen Truppen aus dem Irak abziehen 7

Kultur

Von magischer Leuchtkraft
Bei einem Besuch in Seebüll kann man Emil Noldes Werke und Garten bestaunen 9

Ostpreußen heute

Was hat Kirche mit Touris zu tun?
Protestanten über Erfolge in Ostpreußen 13

Geschichte

»Getrennt marschieren, vereint schlagen«
Die Schlacht von Königgrätz vor 140 Jahren 21

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Verglühter Hoffnungsträger

Von Hans Heckel

Es ist schön, wenn eine Nation jemanden an ihrer Spitze weiß, auf den sie mit Stolz blicken kann und der eine idelle Richtung vorgibt. Angela Merkel hat ihre Leitfunktion zugunsten der Harmonie in der Großen Koalition geopfert. Da ist es nur ganz natürlich, wenn der Blick weiter zum Bundespräsidenten schweift. Doch bietet der seit Mitte 2004 amtierende Horst Köhler den Deutschen Halt?

Bundespräsident Horst Köhler wird von der Mehrheit des Bundestages derzeit in einer Weise angegriffen wie wohl noch kein deutsches Staatsoberhaupt seit 1949. Er sei ein „Besserwisser", giftet der SPD-Finanzexperte Joachim Poß und Politiker von SPD, Grünen und Linkspartei / PDS legten das Ihre nach: „Parteiisch" sei der Präsident und „nebulös" seine Vorschläge.

Der vor zwei Jahren mit einer fulminanten patriotischen Antrittsrede ins Amt gekommene Bundespräsident hatte vorvergangene Woche eine grundlegende Vereinfachung des Steuerrechts gefordert. Köhlers Kritik an der bisherigen Praxis war deutlich: „Keiner kann mehr beurteilen: Ist das überhaupt alles noch gerecht, was wir in unserem Steuersystem zusammengebastelt haben. Wir müssen wissen: Wo kommen Steuern an, wer zahlt sie überhaupt, wer kann Steuerzahlungen ausweichen?" Über all das herrsche derzeit kaum Klarheit im Volk.

Noch Anfang Juni hatte Horst Köhler die deutschen Betriebe zu mehr Anstrengungen auf dem Ausbildungsmarkt aufgefordert, ohne den Hinweis darauf zu vergessen, daß angesichts der manchmal mangelnden schulischen Bildung die Ausbildung gerade von Hauptschulabsolventen die Unternehmen vor besondere Belastungen stelle.

Schließlich mahnte das Staatsoberhaupt an, das Prinzip des Sozialstaats nicht aus den Augen zu verlieren. Hintergrund: Im Rahmen der Debatte um Hartz IV war zwar viel von „Mißbrauch" und „Mitnahmeeffekten" die Rede. Von 55jährigen Arbeitslosen, die nach Jahrzehnten fleißiger Arbeit auf einmal mit jungen Phlegmatikern, die weder etwas gelernt noch etwas geleistet haben im Leben, gleichgesetzt werden, wird aber wenig gesprochen. Auch rückt die Fixierung auf den Mißbrauch jene in die Kritik, die schlicht nicht mehr arbeitsfähig sind und daher der Fürsorge bedürfen.

Die Ermahnungen des Bundespräsidenten münden letztlich in die selbe Forderung: Mehr Gerechtigkeit und mehr Berechenbarkeit, um wieder Perspektiven zu schaffen.

Was daran „besserwisserisch" sein soll, bleibt das Geheimnis von Joachim Poß. Auch kann von „nebulös", wie es Juso-Chef Björn Böhning nannte, keine Rede sein.

Aus den Reihen der Union und der FDP wurden die Vorwürfe gegen Köhler heftig zurückgewiesen. Für FDP-Fraktionsgeschäftsführer Jörg van Essen zeigen die giftigen Reaktionen von links nur, wie notwendig die Kritik Köhlers sei, und er nannte die schwarz-rote Regierung ein „Koalition des Stillstands".

Unionspolitiker wiesen insbesondere den „schlechten politischen Stil" zurück, in welchem die Linke versuche, den Bundespräsidenten vorzuführen. Nur wenige, wie der CSU-Mittelstandspolitiker Hans Mittelbach, wollen auch die inhaltliche Stoßrichtung des Staatsoberhaupts übernommen sehen: Was Köhler ausgesprochen habe, sollte Leitlinie deutscher Politik sein, so Mittelbach.

Die inhaltliche Zurückhaltung der Unionsspitze hat Gründe: Natürlich richtete sich die Ermahnung ausdrücklich auch an CDU und CSU, die derlei schon häufig genug aus den eigenen Reihen zu hören bekommen und sehr genau wissen, daß Köhlers Vorschläge dem, was die Unionswähler von der Partei ihrer Wahl erwartet haben, sehr viel näher kommt als die Praxis der Regierung Merkel-Müntefering.

Es ist die Aufgabe eines deutschen Bundespräsidenten, sein Wort zu erheben, wenn sich die übergroße Mehrheit des Parlaments als unfähig oder unwillig erweist, drängende Probleme des Landes anzupacken. Wenn eine „Große Koalition" regiert, wächst somit seine Aufgabe, sprich: seine Pflicht zum Eingreifen, quasi automatisch. Horst Köhler hat das verstanden und meldet sich beherzt zu Wort.

Mahnender Übervater der Nation? Horst Köhler Foto: pa

Die Crux des Bundespräsidentenamtes ist es jedoch, daß ihm kaum etwas bleibt als der öffentliche Appell. Ob er praktisch etwas bewegen kann, hängt davon ab, ob ihm Millionen Deutsche folgen und den Regierenden dies auch klarmachen. Dann reift der scheinbar nur repräsentierende Bundespräsident zur tatsächlichen politischen Führungspersönlichkeit und kann die Regierung „auf Trab bringen".

Doch trotz allen Unbehagens an Schwarz-Rot, das sich derzeit besonders in den fallenden Umfragewerten der Union messen läßt, verhallen Köhlers Aufrufe auf seltsame Weise. Das war nicht immer so, was zu Vermutungen Anlaß gibt.

Nach seiner mit viel Anerkennung aufgenommenen Antrittsrede hatte der neue Präsident schnell Profil gewonnen. Dem pastoralen Johannes Rau war ein Praktiker gefolgt, ein Mann aus der Welt der Wirtschaft und Finanzen, der Zugang zu den Herzen findet – ein unschlagbare Mischung, mochte man meinen. Ein sensibler Menschenkenner, der den Deutschen gerade das vorzuleben schien, was insbesondere in diesen Tagen der Fußball-WM allerorten klimabestimmend ist: Ein zupackender, freudiger und menschlicher Patriotismus, dem es trotz aller bekannten Probleme um die Zukunft nicht bange ist.

Diese Aura hielt bis zum Sommer 2005. Mit seiner Zustimmung zu den vom damaligen Kanzler anberaumten vorgezogenen Neuwahlen hat Köhler viel Ansehen gerade bei jenen Deutschen eingebüßt, die sich ihm inhaltlich am nächsten fühlen. Sie wollten den klaren Schnitt, den reformerischen Durchbruch und bekamen nun – die Große Koalition der Kompromisse, gebrochenen Wahlversprechen und der Steuererhöhungen in ungekanntem Ausmaß.

Politikwissenschaftler dürften sicher darauf verweisen, daß die Menschen schnell vergessen und somit den Präsidenten kaum noch als Wegbereiter von Schwarz-Rot im Gedächtnis haben werden. Aber ist das sicher? Der Volksmund will wissen, daß kaum etwas so schwer zu reparieren ist wie ein einmal ramponierter Ruf.

2005 erschien der zuvor zupakkend, aufmunternd und geradlinig auftretende Köhler auf einmal wie eine Zauderer, ein Getriebener, der unter dem Druck, unter den ihn Kanzler Schröder durch seine Neuwahlankündigung gesetzt hatte, zurückgewichen war. Sein Glanz verblaßte.

Und er kehrte nicht zurück. Daß SPD, Grüne und Linkspartei sich nicht fürchten, derart drastisch auf das Staatsoberhaupt einzudreschen, hat seinen Grund ebenso wie die Tatsache, daß die Unterstützung für Köhler merkwürdig lau geblieben ist. Auch wenn die Deutschen selbst und nicht Köhler Schwarz-Rot gewählt haben, so bleibt doch sein Name mit dem faulen Kompromiß verbunden, der – statt eines klaren programmatischen Neuanfangs – auf Rot-Grün folgte. Denn ein Jahr Rot-Grün mehr, und Deutschland wäre für diesen Schnitt wohl endgültig reif gewesen.

Die Schulden-Uhr: Wider das Grundgesetz

An die Tilgung der bestehenden Staatsschuld denkt die Große Koalition offenbar nicht mehr – im Gegenteil. Sieben Milliarden Euro mehr Neuschulden als 2005 sind dieses Jahr geplant. Die Investitionen liegen damit deutlich wie nie unter den Neuschulden. Das Grundgesetz verbietet solches Finanzgebaren eigentlich. Indes, das Argument von der „Störung des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts" wird die Verfassungsrichter sicher wieder (wie schon die letzten Jahre) überzeugen, oder?

1.509.726.112.811 €

(eine Billion fünfhundertneun Milliarden siebenhundertsechsundzwanzig Millionen einhundertzwölftausend und achthundertelf)

Vorwoche: 1.508.449.622.042 €
Verschuldung pro Kopf: 18.299 €
Vorwoche: 18.284 €

(Stand: Dienstag, 27. Juni 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Professor Straßenkampf

Ex-Außenminister Fischer verhöhnt Mandat und Volk

Das einstige grüne Aushängeschild Joseph Fischer tritt endgültig von der politischen Bühne ab und wechselt als Dozent an die US-Elite-Universität Princeton. Der Abschied ist ein leiser und schlägt doch ein wie ein Paukenschlag – Fischer läßt zum Abschied Wähler wie Partei nochmals wissen, was er von ihnen hält – nichts.

Volker Meisinger-Persch ist Leiter des Frankfurter Wahlkreisbüros des Abgeordneten Fischer und ahnungslos: „Ja ich habe das auch in der Presse, also dem ‚Spiegel', gelesen." Meisinger-Persch hat offenbar herzlich wenig Einblick in die unmittelbaren Pläne Fischers: „Ich weiß auch nicht, was die in Princeton mit ihm vorhaben", rutscht ihm am 22. Juni raus. Ein Noch-Abgeordneter auf dem Ego-Tripp, seine engsten Mitarbeiter außen vor – Fischer habe nichts gesagt, beteuert sein Frankfurter Büro, auf die Feststellung „Sie müßten das doch wissen!?" reagiert Fischers Umgebung genervt: „Keine psychologischen Fragen!" – Ende des Gesprächs.

Tags darauf meldet die „Süddeutsche" Fischers Rücktritt vom Bundestagsmandat. Der nähme seinen Wählerauftrag eh nicht ernst: „In den Bundestag spazierte Fischer allenfalls noch auf ein Schwätzchen. Der ansonsten wortgewaltige Grüne hat seit der Bundestagswahl keine einzige Rede mehr gehalten." Ein Abschied, stellvertretend für eine Politikergeneration. Beim Frankfurter Fischer-Team herrscht auch an diesem Tag Ratlosigkeit: „Als Wahlkreisbüroleiter weiß ich doch nicht, was los ist!" Dabei war man vorgewarnt. Bereits am 20. Juni hatte die „Frankfurter Rundschau" mit Verweis auf die Frankfurter Grünen, deren Aushängeschild Fischer noch ist, über einen möglichen „Rückzug aus der aktiven Politik" spekuliert. Den Begriff für den Absprung hätten seine Freunde schon gefunden – „Touchdown". Stimmt es, daß Fischer seinen Abschied nimmt? „So habe ich das verstanden", interpretiert der Büroleiter. Was sagen sie den Wählern? „Was wollen sie denn von mir hören?", fragt der Büroleiter.

Gestern noch Geheimnisträger im deutschen Spitzenamt, morgen schon an einer US-Eliteuni – Fischers kalter Abgang nach der Bundestagswahl warf so manche grüne Karriere über den Haufen, ist berüchtigt. Nun setzt er zur finalen Ballübergabe an. Touchdown ist die „höchstwertige Art" zu punkten, sprich am meisten zu verdienen, den „Ball in die gegnerische Endzone zu tragen" – so formuliert es ein Sportlexikon. Fischer kommt es nur darauf an. Ihm mag gefallen, als Irakkriegsgegner der künftigen Elite der Irakkriegsmacht die Leviten zu lesen.

Der Wähler hingegen, der auf Fischer gesetzt, ihn bezahlt hat, hat kein Recht zu erfahren, was „Joschka" zu tun gedenkt, ob und wann er sein Mandat hinschmeißt. Die Hinhaltetaktik dauert seit Januar an – keine Erklärung, nichts. Als vor fünf Monaten der „Stern" eine Gastprofessur Fischers in Princeton ins Gespräch brachte, sagte der, er habe noch keine Entscheidung getroffen, ein Angebot sei aber gemacht worden. Princeton nahm eine Ankündigung Fischers als Dozent wieder aus dem Internet – offenbar auf Fischers Wunsch. Mißachtung von Mandat und Volk könnten nicht drastischer sein – ginge es nach Fischer, dürfte es nicht mal Gerüchte geben, Klagedrohungen gegen Journalisten standen im Raum. *SV*



„Amerika ist und bleibt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten – auch für Joseph Fischer", stellte der Stammtisch im Deutschen Haus fest.

Im „alten Europa" habe „Joschka" beweisen können, daß man ohne Schul- und Lehrabschluß, nur mit linksradikal-militanter „Putzgruppen"-Erfahrung im Straßenkampf und mit ein paar Gelegenheitsjobs deutscher Vizekanzler und Außenminister werden kann. In der „neuen Welt" kann er nun sogar an Amerikas traditionsreicher Universität Princeton zum Gastprofessor für „Internationale Krisendiplomatie" avancieren und darüber hinaus in einer der „einflußreichsten Denkfabriken des Landes" wirken.

Der Stammtisch stellte fest, daß die Stars der „68er", zu denen Fischer gehörte, es fertiggebracht hätten, die „Sekundärtugenden" verächtlich zu machen. Fleiß, Disziplin, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue wurden zu Spottobjekten. Als dann eine bürgerliche „geistig moralische Wende" ausblieb und stattdessen die 68er zum „Marsch durch die Institutionen" antraten, war die heutige wirtschaftliche Stagnation Deutschlands vorgezeichnet.

Pseudointellektuelles Geschwafel und Dampfplauderei der 68er, von den Medien in Szene gesetzt, hätten sich in der politischen Landschaft festgesetzt, in der man sich mit belanglosen Statements und sorgenvoller Mimik über die Runden rette. Fischer sei ein Meister dieses Faches, der sich immerhin mit der Verbalinjurie: „Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch" im Deutschen Bundestag eingeführt habe.

Auch privat sei Fischer recht unkonventionell, stellte der Stammtisch fest. Seine fünfte Ehe führe er mit Frau Minu seit 2005. Vier Ehen mit Edeltraud, Inge, Claudia und Nicola scheiterten. Aber immerhin führe er auch ein privates Wappen, auf dem ein silbernen Fisch, zwei gekreuzte Fleischerbeile und rote Flügel zu sehen seien, die für das Amt des Außenministers stünden.

Der Stammtisch ist überzeugt: Auf diesen neuen Prof. können sich die Studenten in Princeton freuen ...

Euer Michel

Einmischen!

Von Harald Fourier

Wir alle waren 1989 für den möglichst schnellen Abriß des Monstrums Berliner Mauer. Überall sollte sie verschwinden, nichts mehr an sie erinnern. Nach 28jährigem Eingesperrtsein (oder Ausgesperrtsein) war die vollständige Entfernung ein Akt der Befreiung. Bloß weg damit.

Es hat einige Zeit gedauert, bis sich diese Stimmung gedreht hat. Inzwischen wird die vorschnelle Abschaffung aller Mauerabschnitte von vielen bereut. Die Erinnerung verblaßt einfach zu schnell. Wer heute am Potsdamer Platz steht, der muß einen Bildband bemühen, um ihren Verlauf zu erahnen. Dabei ist es gerade mal 17 Jahre her. Wäre es nicht besser gewesen, mehr davon übrig zu lassen, um sie Nachkommen zeigen zu können, um an Stacheldraht und Schießbefehl zu erinnern?

Nach der Räumung der Mauergedenkstätte am Checkpoint Charlie vor einem Jahr war klar: Ein neues Mauergedenk-Konzept muß her. Es gibt ja bereits die offizielle Mauergedenkstätte an der Bernauer Straße – zwischen den Bezirken Wedding (West) und Prenzlauer Berg (Ost).

Aber dieses Museum ist nicht sehr bekannt und vom Umfang her eher mickrig. Außerdem liegt es abseits der neuralgischen Punkte im Zentrum der Stadt. Kein Vergleich mit dem Holocaustmahnmal, das zentraler nicht liegen könnte. Deswegen bleibt vorerst das (private) Museum am Checkpoint Charlie das zentrale Mauermuseum Berlins.

Das könnte sich jedoch ändern. Nun plant der Senat, die Mauergedenkstätte Bernauer Straße als Kern einer viel größeren Mauergedenkstätte zu nutzen. Das gesamte Areal vom Mauerpark bis zum Nordbahnhof soll zu einer „zentralen Erinnerungslandschaft“ ausgebaut werden.

Das Land Berlin lädt die Bürger der Stadt (und andere Interessierte) dazu ein, sich an der Debatte um das richtige Mauergedenken zu beteiligen. Das Internet macht es möglich: www.berlin.de/mauerdialog/

Am kommenden Sonntag stehen überdies Experten vor Ort bereit, um Auskunft zu geben. Neugierige und Zeitzeugen können von 11 bis 16 Uhr das Areal – noch immer überwiegend Brachland – in Augenschein nehmen. Die sogenannten Mauerstreifzüge starten am Nordbahnhof. Dem Projekt ist zu wünschen, daß sich möglichst viele Deutsche beteiligen. Der zuständige Kultursenator Thomas Flierl (Linke / PDS) verhätschelt sonst eher Stasi-Offiziere als „Zeitzeugen“ und kämpfte bereits verbissen gegen den Abriß des Palastes der Republik. Schon deswegen sollte sich niemand diese Chance entgehen lassen, sich hier einzumischen.

Mit Deutsch aus der Krise

Berliner Schule mit Nationalpreis geehrt: Sprachverpflichtung brachte mehr Leistung und weniger Gewalt



Berlins Schulsenator Klaus Böger (SPD) besucht eine Kindertagesstätte in Wedding: Die Kinder, zu einem Großteil „nicht-deutscher Herkunft“, zeigen dem Politiker und der anwesenden Presse stolz, daß sie inzwischen sogar in deutscher Sprache reimen können.

Foto: O'Brian

Von Patrick O'Brian

Klaus Böger besucht eine Schule im Wedding – das ist fast schon ein Klassiker. Berlins SPD-Schulsenator hat viele Baustellen zu bearbeiten. An der Erika-Mann-Grundschule und -Kindertagesstätte steht die Integration ausländischer Schüler im Mittelpunkt.

Der NDH-Anteil der 712 Schüler beträgt 85 Prozent. NDH steht für „nichtdeutscher Herkunft“ und könnte zum Unwort des Jahres gewählt werden (falls es nicht „Public Viewing“ wird). Der Begriff „NDH“ hat Konjunktur, gerade unter Berliner Lehrern ist er zum geflügelten Wort geworden.

Zusammen mit Journalisten wird der Senator von Kita-Erzieherinnen herumgeführt. Die Kleinsten beim Deutsch-Lernen: Fünf- und Sechsjährige wählen eine Karte mit einer Zeichnung, zum Beispiel einem Fisch, einer Kanne oder einer Hand. Dann sollen sie ein Wort finden, daß sich darauf reimt. Es geht so gesittet zu wie an einem englischen Elite-Internat.

Hinterher die Grundschule. Hier bespricht eine Gruppe von Erstkläßlern das große Ereignis der kommenden Woche: der Besuch einer Badeanstalt. Kaum eines der Kinder – egal, ob deutscher oder nichtdeutscher Herkunft – war jemals mit seinen Eltern schwimmen. Trotzdem ist die Schule eine Lehreinrichtung mit Vorbildcharakter. Böger lobt: „Deutsche Eltern fühlen sich hier wohl. Es findet keine Flucht mehr statt, sobald die Kinder schulpflichtig werden.“ Deshalb wehrt er auch Vorschläge ab, deutsche Kinder zwangsweise in Schulen mit hohem Ausländeranteil zu verpflanzen, um eine bessere Durchmischung zu erzielen. Im frisch renovierten Pausenraum stellt Böger klar: „Ich bin strikt gegen das Hin- und Herfahren von Schülern. Das geht rechtlich nicht, und es hilft auch in der Sache nichts.“

Dafür ist er aber ein Befürworter von Deutsch als Pflichtsprache auf dem Schulgelände. Vor kurzem noch unvorstellbar – doch selbst Sozialdemokraten wie Klaus Böger wissen, daß alles aus dem Ruder läuft, wenn Migrantenkinder sogar in der Schule nur noch Arabisch oder Türkisch miteinander reden. „Schülerinnen und Schüler, die erkannt haben, daß sie nur dann eine Chance auf einen guten Schulabschluß, auf einen Ausbildungsplatz und schließlich auf einen Job mit einem Leben auf eigenen Füßen haben, wenn sie die deutsche Sprache in Wort und Schrift beherrschen, werden sich selbst ganz aktiv darum bemühen“, erklärte er im Interview mit der SPD-Parteipostille „Vorwärts“ seinen Genossen. Was war das noch für eine Aufregung, als bekannt wurde, daß an der Hoover-Schule (90 Prozent NDH) nur noch deutsch gesprochen werden soll? Jetzt wird die Schule für ihre Hausordnung und der darin enthaltenen Selbstverpflichtung aller, auch auf dem Schulhof, in den Gängen und überhaupt auf dem gesamten Schulgelände nur noch deutsch zu sprechen, mit dem Deutschen Nationalpreis ausgezeichnet, der mit 75 000 Euro dotiert ist.

Dabei war die Lage der Schule alles andere als rosig, als im März 2005 die Änderung der Hausordnung beschlossen wurde, von der wohl keiner geahnt hat, was sie an Schlagzeilen produzieren würde. Damals sank die Zahl der Anmeldungen. Die „Hoover“ hatte einen schlechten Ruf. Gewalt war an der Tagesordnung.

In der neuen Hausordnung – einstimmig von Schülern, Lehrern und Eltern beschlossen – heißt es wörtlich: „Die Schulsprache unserer Schule ist Deutsch, die Amtssprache der Bundesrepublik Deutschland. Jeder Schüler ist verpflichtet, sich im Geltungsbereich der Hausordnung nur in dieser Sprache zu verständigen.“

Der Schülersprecher, ein Pakistani namens Asad Suleman, der in Windeseile zum gefragten Talkshowgast aufstieg, wiederholte es immer wieder: „Wir wurden nicht gezwungen. Wir wollen selber gerne deutsch sprechen.“

„Die Initiative der Herbert-Hoover-Schule ist nach Überzeugung der Deutschen Nationalstiftung dafür beispielgebend, in eigener Verantwortung Sprachprobleme pragmatisch anzugehen, die sich aus der wachsenden Zahl von Menschen mit nichtdeutscher Muttersprache ergeben“, heißt es in der Begründung der Stiftung für die Preisvergabe. Die Ergebnisse können sich in der Tat sehen lassen: Die Gewalt ging zurück, das Mißtrauen auch. Dafür stiegen die Leistungen und die Anmeldezahlen.

Die Erika-Mann-Grundschule ist noch nicht ganz so weit wie die Herbert-Hoover-Schuler. Aber auch hier werden die Eltern von Ausländerkindern gezielt auf die Leistungen ihrer Sprößlinge angesprochen.

Nicht immer mit Erfolg. Die Leiterin der Schule Karin Babbe berichtet nach der Pressekonferenz des Senators über Schulverweigerer, Lernbehinderte und andere Einzelschicksale. Sie hatte mal einen Schüler namens Ibrahim. Mutter Araberin, Vater Türke. Bald nach der Geburt kam das Kind zu den Großeltern in die Türkei. Dort lernte es aber nicht das „normale“ Türkisch, sondern eine Art provinzielle Unterschichten-Version. Als Ibrahim nach Deutschland zurückkehrte, verstand er nicht nur in der Schule kein Wort. Er verstand nicht einmal mehr die eigene Mutter.

»Das hat nichts Nationales«

CDU-Politiker Lammert und Schönbohm erklärten in Potsdam ihr Verständnis von Leitkultur

Von Markus Schleusener

Die Debatte um eine deutsche Leitkultur ist längst nichts besonders Provokantes mehr. Selbst in der alternativen Studenten-Wohngemeinschaft oder den Fraktionsräumen von Roten und Grünen wünscht man sie sich, und das zunehmend sogar recht offen, wie von dort durchsickert.

Angesichts dieser Entwicklung verweist die brandenburgische CDU selbstzufrieden darauf, daß sie schon immer recht gehabt habe. Der Landesverband hatte Norbert Lammert, den Bundestagpräsidenten, nach Potsdam geholt, um über die „Leitkultur“ zu diskutieren.

Der CDU-Landesvorsitzende Jörg Schönbohm beschränkte sich bei der Diskussion in der brandenburgischen Hauptstadt im wesentlichen auf die Feststellung, für diese oder jene Aussage in der Vergangenheit kritisiert worden zu sein. „Vor zehn Jahren wurde ich noch diskriminiert. Da hieß es, ich würde nur Sauerkraut essen. Dabei tue ich das nur einmal oder zweimal im Jahr.“ Dreimal begann er einen Satz mit „Als ich das damals gesagt habe ...“ Dazu zitierte der Innenminister den verstorbenen Bundespräsidenten Johannes Rau, der in den 80er Jahren gegen die deutsche Einheit gewesen sei.

Auch inhaltlich ging er nicht über das hinaus, was er schon vor zehn Jahren für richtig befunden hatte. Er beharrte darauf, daß das Erlernen der deutschen Sprache der zentrale Punkt sei, wenn es um die Integration der Ausländer gehe. Dabei sind nach den Krawallen in Frankreich viele andere längst zu der Auffassung gelangt, daß Spracherwerb allein noch gar nichts bewirkt. Die arabischstämmigen Gewalttäter sprachen fließend französisch.

Nach dem CDU-Landeschef sprach Lammert, der wie Schönbohm ebenfalls das neue Buch „Wir Deutschen“ von Matthias Matussek (die *PAZ* berichtete) erwähnte. Lammert jovial über das Patriotismusbuch des „Spiegel“-Kulturchefs: „Bei manchen fällt der Groschen halt langsam.“

Lammert – ein vortrefflicher Redner – machte einige interessante Anmerkungen. So sagte er über den „Dialog“ mit fremden Kulturen, der von der Multikulti-Fraktion stets eingefordert wurde: „Eine Mindestvoraussetzung für einen Dialog ist erst einmal ein eigener Standpunkt.“ Ergo: Wer keine eigene Kultur hat, kann auch nicht mit Fremden den Dialog führen.

Dann zog auch er sich auf das Ich-habe-es-schon-immer-gesagt-Feld zurück. Er zitierte aus alten Artikeln in der „Süddeutschen Zeitung“ (SZ), um zu beweisen, daß die Union mit dem Begriff Leitkultur recht gehabt habe, und nicht SZ-Kommentaror Heribert Prantl. Der heutige Chef des Innenressorts bei der „Süddeutschen“ hatte „Leitkultur“ 2000 als „Totschlagwort“ charakterisiert. 2005 habe Prantl dann plötzlich geschrieben, die Leitkultur sei ein „Lernprozeß“ – vermutlich vor allem für ihn selbst. Was fiel Schönbohm und Lammert jeweils als erstes ein, was uns Deutsche mitsamt Leitkultur von anderen – zum Beispiel zugewanderten Moslems – unterscheidet? Beide nannten unisono die gesetzliche festgeschriebene Gleichstellung von Mann und Frau. Der Christdemokrat Lammert ging noch weiter und nannte die Trennung von Kirche und Staat als Errungenschaft Nummer zwei. In ein und derselben Gesellschaft könnten beide Ansprüche nicht gleichzeitig gelten (Gottesstaat und laizistischer Staat).

Bei beiden Rednern drehte es sich also gar nicht um kulturelle Identität, sondern fast ausschließlich um das Grundgesetz. Sich auf der Höhe der Zeit wähnend verteidigten sie in Wahrheit den gerade erst zu Grabe getragenen „Verfassungspatriotismus“, der den Deutschen die Identifizierung mit dem Grundgesetz als Ersatz für die Identifizierung mit dem Vaterland andrehen wollte. Das wurde auch hinterher klar, als die Parteibasis – rund 100 Gäste – zu Wort kam. Zunächst schockierte Lammert einen Teil seiner Parteifreunde mit der Forderung: „Wir brauchen in Zukunft nicht weniger Zuwanderung, sondern mehr.“ Ein Murmeln ging durch den Saal.

Lammert entnationalisierte auch umgehend den Begriff Leitkultur: „Ich verwende nicht den Begriff der deutschen Leitkultur. Nichts an diesem Wertesystem ist außer der Sprache wirklich deutsch, sondern europäisch.“ Dies alles habe nichts mit einer nationalen Besonderheit zu tun.

Der Bundestagspräsident hat das Matussek-Buch zwar erwähnt, gelesen (oder verstanden) hat er es jedenfalls nicht. Dort steht nämlich über „uns Vorbildeuropäer“: „Und wir verstehen allmählich, daß unsere Europa-Begeisterung auch wieder nur eine Flucht vor Deutschland war. Die Zeit ist gekommen, um einmal stillzuhalten und sich anzuschauen, was unsere Nation ausmacht und worauf wir stolz sein können.“ Matthias Matussek ist schon viel weiter als der Bundestagspräsident. Bei manchen fällt der Groschen halt gar nicht.

Endlich mehr Lehrstellen

Trendwende am Berliner Ausbildungsmarkt: Nach jahrelangem Rückgang bei den Ausbildungsplätzen bieten die Betriebe der Hauptstadt erstmals wieder mehr Schulabgängern eine Chance auf den Berufseinstieg – vor allem wegen der deutlich verbesserten Geschäftsaussichten der Unternehmen.

Dagegen sinkt nun jedoch die Zahl der Bewerber drastisch. Bis 2008 wird die Zahl der Schulabgänger Vorausberechnungen zufolge nur noch halb so groß sein wie 1994. Einzelne Branchen melden bereits, sie hätten erhebliche Schwierigkeiten, geeignete Auszubildende zu finden.

Dafür brechen für die in der Vergangenheit oft von zahllosen Absagen demoralisierten Jugendlichen bessere Zeiten an. Wie die „Welt am Sonntag“ meldet, hat – erstmals seit Jahren – auch ein Abgänger der in die Schlagzeilen geratenen Rütli-Schule einen Ausbildungsplatz ergattert. Die Schule hatte wegen eines „Kapitulationsbriefs“ der Lehrerschaft vor der Schülergewalt bundesweit für Aufsehen gesorgt (die *PAZ* berichte).

H.H.

Schulabgänger mit Perspektive



Nadine, 16 Jahre alt, hat ihren Realschulabschluß bestanden und beginnt zum 1. August eine Ausbildung zur Steuerfachangestellten.



Sven, 15 Jahre alt, hat seinen Hauptschulabschluß bestanden und läßt sich zum Konditor ausbilden.



Jennifer, 15 Jahre alt, Beste ihrer Hauptschulabschlußklasse. Da ein Bürojob für Jennifer nicht in Frage kam, bewarb sich die Hamburgerin bei mehreren Unternehmen im Einzelhandel, wo schon ihre beiden Großmütter tätig sind. Am 1. August beginnt sie nun eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau bei „C & A", wo sie auch schon ein Schulpraktikum gemacht hat.



André, 15 Jahre alt, hat erfolgreich die 9. Klasse abgeschlossen. Nach gut 15 geschriebenen Bewerbungen beginnt er nun in dem Betrieb, in dem er auch ein Praktikum gemacht hat, seine Lehre zum Industriemechaniker. Auch André's Vater arbeitet in diesem Beruf.



Simon, 16 Jahre, hat ebenfalls seinen Hauptschulabschluß in der Tasche. Im Rahmen eines Berufspraktikums als Dachdecker wurde ihm ein Ausbildungsplatz in Aussicht gestellt, den er aus Vernunftgründen anzunehmen beabsichtigte. Die Firma ging Anfang des Jahres in Insolvenz, so daß der Schulabgänger sich kurzfristig etwas Neues suchen mußte. Jetzt besucht er ab dem nächsten Schuljahr eine Berufsfachschule für Medien und Design, um sich hier zum Tontechniker, seinem Wunschberuf, ausbilden zu lassen.

Jeder zweite geht leer aus

Trotz aller Mühen an einer Musterschule in Hamburg-Bergedorf: Es fehlen Lehrstellen

Von REBECCA BELLANO

Ihr seid heute alle wunderschön!" Stolz betrachtet Klassenlehrerin Angelika Maijer ihre 22 Hauptschüler, die heute zu ihrer Abschlußfeier wirklich außerordentlich feierlich gekleidet sind. Die Mädchen tragen dunkelrote, schwarze oder goldene Abendkleider, die Jungs mindestens ein Sakko zu ihrer Jeans, wenn nicht sogar Nadelstreifen.

Während die engagierte Lehrerin ihre aufgeregten Schützlinge zu beruhigen versucht, sitzen in der Aula Freunde und Familien der Schulabgänger der Schule Richard-Linde-Weg in Hamburg-Bergedorf. „Wir wissen, wir wollen, wir machen", lautet der Text eines Liedes, das im Hintergrund läuft. Dann wechselt die Musik und es wird ganz still in dem überfüllten Saal. Zu tragender Musik marschieren sie ein, die fünf Abschlußklassen. Zwei Hauptschulklassen und drei Realschulklassen.

„Packt an und sucht den Erfolg", so die Aussage des Schulleiters Manfred Klein in seiner Rede. Schnell wird deutlich: An dieser Hamburger Vorzeigeschule heißt das Prinzip Leistung. Nach modernen Tanzdarbietungen und Sketchen werden die Schüler namentlich auf die Bühne gerufen, um sich ihr Zeugnis abzuholen. Frau Maijer überreicht ihren Schülern, die sie nun seit der 7. Klasse begleitet hat, zum letzten Mal ein Zeugnis. Diese Klasse gilt als Musterklasse, da zwölf der 22 Hauptschüler einen Ausbildungsplatz haben. Daß über 50 Prozent der Abgänger an einer normalen Schule eine Lehrstelle haben, kommt äußerst selten vor, ist aber an dieser seit 2001 Standard. Doch dieser Erfolg kommt nicht von allein. „anSchub zum Erfolg" heißt das für die Lehrer betreuungsintensive Projekt. Seit nun fünf Jahren wird der Unterricht der 8. und 9. Klassen so umgestellt, daß die Schüler den Stoff auch in drei Tagen in der Woche erlernen können. An den anderen beiden Tagen machen sie ein Betriebspraktikum, das sie sich selbst suchen müssen. Ein halbes Schuljahr kann der Schüler so in einen Beruf reinschnuppern und seinen möglichen späteren Lehrbetrieb von seinen Fähigkeiten überzeugen. Insgesamt lernt der Schüler von der 8. bis Ende der 9. Klasse so vier Betriebe und häufig, wie das Beispiel Richard-Linde-Weg zeigt, auch seinen späteren Lehrbetrieb kennen.

Berufspraktika halfen bei Jobsuche

Während andere Schulen ihren Schülern nur ein zwei- oder dreiwöchiges Betriebspraktikum ermöglichen, lernen die Schüler im sozial eher schwachen Hamburg-Bergedorf (gut 20 Prozent Ausländer, ein Viertel Hartz-IV-Empfänger) schnell, wie das Arbeitsleben aussieht. Auch seien sie an ihren anderen drei Schultagen motivierter, weil sie nun verstünden, wofür sie lernten. Dies käme auch dem Lehrer-Schüler-Verhältnis zugute, so Peter Herrmann, der Leiter des Projektes.

Wie gut die Vermittlungsquote der Hauptschüler ist, zeigt auch ein Blick auf die ebenfalls in der Aula gefeierten, nicht an „anSchub zum Erfolg" beteiligten Realschüler. Hier haben von 29 Abgängern nur sieben einen Ausbildungsplatz. Die anderen 22 gehen weiter auf die verschiedensten Schulen, wobei dies bei gut zehn von ihnen nur eine Notlösung sei, da sie nicht das Potential für einen höheren Schulabschluß hätten, so die nüchterne Bilanz ihrer Klassenlehrerin.

Lehrer müssen ihre Schüler lieben

Schule als Auffangbecken für Übriggebliebene? Knut Böhrnsen, Pressesprecher der Arbeitsagentur in Hamburg, verwehrt sich gegen diese Behauptung. Damit jeder das bekäme, was er wolle, müßte das Ausbildungsplatzangebot größer sein als die Nachfrage, was es nun mal absolut nicht sei. Viele Jugendliche seien nun mal nicht ausbildungsreif und würden alleine deshalb noch ein, zwei Jahre weiter zur Schule geschickt. Trotz vieler jugendgerechter Angebote im Internet (www.arbeitsagentur.de oder www.ich-will-eine-ausbildung.de) würden sich viele nicht umfassend und rechtzeitig informieren, so daß ihnen aufgrund eigener Versäumnisse nichts anderes bliebe, als beispielsweise ein Berufsvorbereitungsjahr zu machen.

Schule also doch als Notlösung? Und wie viele der Abgänger dieser „Notlösung" erhalten danach einen Ausbildungsplatz in Unternehmen.

Zahlen von Seiten der Arbeitsagentur gibt es nicht, dabei wäre es durchaus sinnvoll zu fragen, ob es nicht effizienter wäre, wenn der Staat gleich nach Schulabgang betriebliche Ausbildung fördern würde, anstatt Zehntausende von Schulplätzen als „Notlösung" zu finanzieren? Doch diese Fragen scheint sich von Staatsseite beziehungsweise Länderseite keiner zu stellen, denn übriggebliebene Schulabgänger werden weiter irgendwo auf Schulen in Warteschleifen geparkt. Das kostet nicht nur Geld, sondern reduziert auch die tatsächliche Erwerbszeit der jungen Leute, was wiederum Folgen für die Sozialkassen hat.

Zu den finanziellen Aspekten dieser Fehlentwicklung kommen auch noch die individuellen. Wer länger braucht, ins Berufsleben zu kommen, der gründet später eine Familie, der ist frustriert und somit weniger leistungsfähig, der fällt als Konsument im Wirtschaftsleben aus.

Freie Berufswahl? Fehlanzeige! Die angeblich so spaßorientierte Jugend weiß, daß sie nehmen muß, was sie bekommen kann. Da beschreitet so mancher panisch Wege, die er nie zuvor für möglich gehalten hätte und die ihn auch nicht glücklich machen. Dies führt häufig zu einer zweiten und dritten Folgeausbildung, die erneut Zeit und Geld kostet.

Inzwischen hat das Projekt vom Richard-Linde-Weg Schule gemacht, doch nicht jeder Lehrer ist bereit, die damit verbundene 50prozentige Arbeitszeitverlängerung hinzunehmen. Außerdem müsse man seine Schüler lieben, dürfe sie nicht als Abfall der Gesellschaft sehen, so Angelika Maijer. Und selbst, wenn das alles der Fall ist, gibt es auch am Richard-Linde-Weg keine Erfolgsgarantie, schließlich haben über 40 Prozent keine Lehrstelle.





Bestanden: Schulabgänger vom Richard-Linde-Weg feiern mit Freunden und Familie. Foto: Bel

Zeit für Bildung statt für Rituale



Es gibt Zehntausende Ausbildungsplätze zu wenig, melden Medien – auch dieses Jahr wieder. Es scheint ein festeinstudiertes Ritual. Jeden Frühsommer warnen Gewerkschaftsvertreter und Politiker vor einer Lücke auf dem Ausbildungsmarkt, Tausende Jugendlicher würden nicht die gewünschte Stelle finden oder sogar gar keine, heißt es. Im Herbst hat sich die Lage meist entspannt – mit freudigem Lächeln wird in der „Tagesschau" verkündet, daß die Ausbildungsplatzlücke kleiner ausfällt als erwartet.

Verbände und Politik demonstrieren Handlungswillen, die Krise scheint gemeistert. Tatsächlich nimmt, unabhängig von turnusgemäßer Aufregung, die Zahl der Auszubildenden kontinuierlich ab. Das zumindest legen Daten des Statistischen

Jeder vierte Schüler ist nicht qualifiziert

Bundesamtes nahe. 2002 gab es branchenübergreifend insgesamt 1622400 Auszubildende, 2003 waren es 1581600 und 2004 noch 1564100. Nicht allein Bevölkerungsschwund ist dafür verantwortlich. Jeder vierte Schüler ist nicht qualifiziert genug.

Die gefühlte Lage bei den angehenden Auszubildenden ist eine andere. Immer mehr Bewerbungen sind zu schreiben, die Erfolgsmeldungen des Deutschen Industrie und Handelskammertages (DIHK) bekommen sie nicht zu spüren. Am 16. Juni 2004 haben Wirtschaft und Regierung den „Nationalen Pakt für Ausbildung und Fachkräftenachwuchs in Deutschland" geschlossen. Seitdem geben Unternehmen wie auf Zuruf von Politik und Verbänden Ausbildungsplätze bekannt. Von spektakulären Preisen abgesehen („Ausbildungs-Ass"), ist staatlicherseits wenig getan worden, um Unternehmen Ausbildung schmackhafter zu machen. Die andere Seite: Seit 1994 nehmen die Schulabgänger ohne Abschluß je nach Schulart teils dramatisch zu. 1994 waren es an Berufsschulen 85000, 2004 bereits 129000, so das Institut der Deutschen Wirtschaft. Diese Quote stieg im Schulartendurchschnitt im genannten Zeitraum von 16,3 auf 22,8 Prozent. Knapp drei Viertel der Unternehmen, die das Institut befragte, gaben zudem hohe Ausbildungskosten als Hinderungsgrund an. *SV*

»Soll das Werk den Meister loben«

Das Handwerk und die Identifizierung des Menschen mit seiner Arbeit haben in Deutschland eine große Tradition

Im stark agrarisch geprägten frühen Mittelalter gab es im Gegensatz zu unserer heutigen Gesellschaft mit ihrem hohen Grad an Spezialisierung und Arbeitsteilung noch ein hohes Maß an Selbstversorgung. Die meisten Produkte wurden auf den Fronhöfen oder von den freien Bauern selbst erzeugt oder verarbeitet. Nur im Bauhandwerk, bei den Steinmetzen und den Maurern sowie den Schmieden und Müllern setzte bereits frühzeitig eine Spezialisierung ein. Eine weitere Ausnahme stellten die Mönche dar, die sich frühzeitig auf geistig anspruchsvolle Handwerke wie das Kunsthandwerk und die Glasherstellung spezialisierten.

Mit dem Hochmittelalter und seinen Städtegründungen begann der Aufstieg des Handwerks. Immer mehr handwerklich begabte Menschen zogen in die Städte mit den dortigen Erwerbsmöglichkeiten. Die hohe Nachfrage nach Produkten änderte das Arbeitsverhalten von der Auftragsarbeit hin zur ständigen Produktion. Die hergestellten Waren wurden dann auf den regelmäßig stattfindenden Märkten oder in den Werkstätten angeschlossenen Läden feilgeboten.

Als Interessenvertretung der Handwerker entstanden in der Ständegesellschaft die Zünfte. Diese sorgten für ein gewisses Qualitätsniveau, aber auch dafür, daß nicht zu viele Handwerker die Preise verdarben. Wer als Handwerker arbeiten wollte, aber keine Aufnahme in die entsprechende Zunft fand, hatte es schwer. Unzünftige Handwerker wurden ordnungspolizeilich verfolgt.

Einen Wechsel leitete die Französische Revolution 1789 ein. Sie wollte Schluß machen mit der Aufteilung der Nation in Stände und den Ständeprivilegien. Zu ihren erklärten Idealen gehörte neben der Gleichheit und der Brüderlichkeit die Freiheit und damit auch die Gewerbefreiheit. Über Napoleon erreichte dieser Modernisierungsschub auch Preußen. Im Rahmen der Stein-Hardenbergschen Reformen wurde hier 1810 auch die Gewerbefreiheit eingeführt. Andere deutsche Staaten folgten.

In der NS-Zeit wurde das Rad der Zeit teilweise wieder zurückgedreht. Die Nationalsozialisten mit ihrem Hang zu sozialromantischer Wirtschaftspolitik führten 1935 den Meisterzwang ein, der es entgegen dem Ideal der Gewerbefreiheit nur Meistern und Gleichgestellten erlaubt, handwerkliche Betriebe zu führen. 1945 wurden der Meisterzwang von den traditionell marktwirtschaftlich eingestellten US-Amerikanern in ihrer Besatzungszone abgeschafft und die handwerkliche Gewerbefreiheit wieder eingeführt. Den teilweise in der Tradition der Zünfte stehenden Handwerkskammern gelang es jedoch 1948, die Wiedereinführung des Meisterzwanges zu erwirken. 2004 wurde für einige Gewerbe der Meisterzwang wieder abgeschafft.

Das Handwerk ist durch die Industrialisierung in seiner ökonomischen und gesellschaftlichen Bedeutung mittlerweile stark zurückgedrängt. Während es jedoch in der Industrie durch die Arbeitsteilung und die Fließbandarbeit zu einer Entfremdung des Menschen von der Arbeit kommt – um es mit Karl Marx zu formulieren –, ist insbesondere im deutschen Handwerk die Identifizierung mit dem Produkt der eigenen Hände Arbeit noch stark ausgeprägt. Nicht umsonst stammt der Dichter aus Deutschland, der die Forderung aufstellte: „Soll das Werk den Meister loben". *M. R.*

Die Kehrseite: Verdienen an Staatsschulden

Für manche – in der Regel besser situierte Bürger – hat die Schuldenpolitik einen durchaus angenehmen Effekt: Sie verdienen mit deutschen Staatsanleihen gutes Geld, die Papiere gelten als risikoarm und werden gut verzinst. Der Staat häuft Schulden an, die Finanziers dagegen den gleichen Betrag als Vermögen nebst Zinsen.

Getilgt werden die Schulden aus künftig zu zahlenden Steuern – mit einer weiteren Besonderheit. Da die Bundesrepublik nur zu 60 Prozent Anleihen im Inland aufnimmt, 40 Prozent ihrer Kredite aber im Ausland beschafft, kommt es bei der Rückzahlung zu einer weiteren Schräglage – die Steuern werden allein im Inland aufgebracht – bei den Inlandskrediten stehen Steuerschuld und angehäuftes Vermögen im Gleichgewicht. Immerhin können diese Vermögen stimulierend im Wirtschaftskreislauf eingesetzt werden.

Bei den Auslandskrediten aber werden die Tilgungsbeträge ebenfalls von den deutschen Steuerzahlern aufgebracht – die entsprechenden Vermögenswerte bleiben jenseits der Grenzen.

Rückflüsse durch eine globale Schuldentilgung, auf die manche Wirtschaftswissenschaftler setzten, sind kaum zu erwarten.

Nach aller Menschheitserfahrung werden die Schulden aber nicht abgetragen, sondern durch neue Kreditaufnahmen vorübergehend ausgeglichen.

Tatsächlich haben nahezu alle Staaten in den letzten 25 Jahren enorme Schuldenberge angehäuft – die USA wie Japan, Deutschland (inzwischen 1,5 Billionen Euro) und die europäischen Nachbarn, die Länder der Dritten Welt ebenso wie die aufstrebenden Staaten Südostasiens.

Eine Rückführung der Kredite sei unter diesen Bedingungen nicht realistisch, meinen Finanzmathematiker. *vs*

Die Geißeln der Zukunft

Lässige Haltung der Großen Koalition zu neuen Schulden ist Verrat an der Nation

Von Klaus D. Voss

Es ist das Schlimmste, was unserem Land und seiner verhalten laufenden Wirtschaft passieren konnte: Die Schuldenmacherei der Großen Koalition hat mit dem Etat 2006 einen neuen Rekordstand erreicht. Zusammen mit der anstehenden Anhebung der Mehrwertsteuer im Bundeshaushalt 2007 wirkt die wachsende Staatsverschuldung besonders verheerend, denn: Schulden sind die Steuererhöhungen von morgen. Bescheiden bleiben dagegen in beiden Etats die Ausgabenkürzungen; eher gering sind zudem die Ansätze für die die Wirtschaft anregenden Investitionen.

Gibt es eigentlich Grenzen für die Staatsverschuldung, die der Wirtschaftswissenschaftler David Ricardo eine der schrecklichsten Geißeln nannte, die jemals zur Plage einer Nation erfunden wurden? Der Begründer der theoretischen Nationalökonomie konnte bis zu seinem Tod 1823 noch nicht einmal ahnen, daß im 21. Jahrhundert die Hochverschuldung fiskalische Unsitte in fast allen Ländern sein würde.

Natürlich gibt es Grenzen. Das Grundgesetz erlaubt in Artikel 115 die Kreditaufnahme nur bis zur Höhe der notwendigen Investitionen, also für Ausgaben, die sich letztlich refinanzieren. Der Euro-Stabilitätspakt setzt die Grenze des Haushaltsdefizits bei drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts, also des rechnerischen Wertes aller produzierten Waren und aller Dienstleistungen in einem Staat. Beide Grenzen werden in Deutschland mißachtet, seit Jahren und leider folgenlos.

Gibt es einen Ausweg aus der Schuldenfalle, droht gar der Staatsbankrott? Ein Hamburger Kaufmann brachte es vor einiger Zeit in einem Vortrag auf den Punkt – im Vergleich mit einem Unternehmen: Natürlich sei Deutschland nicht arm. Ganz gewiß sei Deutschland ein wohlhabendes Land, in höchstem Maß wirtschaftlich leistungsfähig. Aber Deutschland sei ein Staat mit zu geringer Liquidität. „Und da weiß jeder Kaufmann, was zu tun ist.“ Damit schob der Unternehmer Befürchtungen vom Staatsbankrott beiseite und sprach den Kern an: Ausreichend liquide zu sein heißt, man kann die laufenden Ausgaben bedienen und betreibt eine vernünftige Finanzplanung im Unternehmen. Die Antwort in einfachen Worten lautet: Bringt die Ausgaben mit den Einnahmen zur Deckung.

Da ist etwas dran, denn Deutschland gehört in der Tat zu den am besten entwickelten Staaten und besitzt alles, was für ein florierendes Land notwendig wäre: Die Höchstleistungen in vielen Bereichen der Wirtschaft allein belegen dies. Die Unternehmer und Bürger haben in der Vergangenheit mehr als nur bewiesen, daß sie Geld verdienen können: Sie haben sich Wohlstand erarbeitet. Das durchschnittliche Vermögen einer Familie – sehr ungleich verteilt – liegt heute bei gut 100 000 Euro. Eingerechnet sind vor allem die Geld-Anlagen, die Ansprüche an kapitalbildende Versicherungen und der Immobilienbesitz.

Auf der anderen Seite lasten 18 300 Euro an öffentlichen Schulden auf jedem Bundesbürger. Das sieht auf den ersten Blick nach einer noch ganz guten Deckung der Schulden aus, wenn man sich auf die vereinfachte Pro-Kopf-Rechnung einläßt. Und tatsächlich zählt Deutschland bei den internationalen Banken zu den vertrauenswürdigsten Kreditnehmern in der Welt.

Nach dem Kernsatz des Hamburger Kaufmanns müßte die Bundesregierung – daneben auch alle Bundesländer, Städte und Landkreise – sich an die Regeln der Staatsfinanzierung halten und die Ausgaben aus den Einnahmen bestreiten. Kreditaufnahmen sind demnach nur für Investitionen zulässig.

Die öffentlichen Haushalte sind von dieser Einsicht weit entfernt. Im jetzt verabschiedeten Bundeshaushalt 2006 werden 39,1 Milliarden Euro allein für die Bedienung der Altschulden verwendet; diese Zinslast übersteigt sogar noch die historisch höchste Neuverschuldung von 38,2 Milliarden Euro.

Diese Art, Schulden zum Ausgleich eines strukturellen Defizits zu machen, wird von Finanzwissenschaftlern einhellig abgelehnt.

Die Staatsverschuldung ist im Grunde nichts anderes als eine vorweggenommene Steuererhöhung. Heute leiht sich der Staat Geld, um seine Ausgaben zu finanzieren, morgen muß die nächste Generation der Steuerzahler dann tief in die Tasche greifen, um die Staatsanleihen zurückzuzahlen. Dafür steht der drohende Satz: Wir leben auf Kosten unserer Kinder.

Selbst Wirtschaftswissenschaftler wie John Maynard Keynes, auf den sich die Anhänger einer über Staatsschulden finanzierten Wirtschaftspolitik berufen, lassen die langfristige Schuldenaufnahme nur als vorübergehende Ankurbelung der Wirtschaft, als Anschubfinanzierung gelten. Die künstlich niedrig gehaltenen Steuern sollen den Bürgern mehr Spielraum für Konsum und private Investitionen lassen.

Diese Begründung für die Staatsverschuldung kann aber nicht gelten, wenn gleichzeitig durch die größte Steuererhöhung in der Geschichte der Bundesrepublik, nämlich mit der Anhebung der Mehrwertsteuer von 16 auf 19 Prozent, verfügbare Kaufkraft abgeschöpft wird. Zugleich zehren noch die dramatisch gestiegenen Energiekosten und die wegen der staatlichen Einschränkungen höheren Eigenaufwendungen für Gesundheits- und Alterssicherung jeden finanziellen Spielraum in den Familien auf.

Der erste Etat der großen Koalition

Der Bundeshaushalt 2006 sieht Gesamtausgaben von 261,6 Mrd. Euro vor. Das sind rund 100 Millionen Euro weniger als im Entwurf von Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) vorgesehen

Haushaltsangaben in Milliarden Euro

	2005 (Ist)	Regierungsentwurf	Beschluss Haushaltsausschuss
Ausgaben	259,80	261,70	261,60
Investitionen	22,90	23,21	23,22
Einnahmen			
Steuereinnahmen	190,1	192,51	193,99
sonstige Einnahmen	38,5	30,88	29,41
Nettokreditaufnahme	31,20	38,30	38,19

Ausgaben der Ministerien* in Mrd. Euro	
Arbeit und Soziales	119,55
Bundesschuld	39,11
Verteidigung	27,87
Verkehr, Bau	23,73
Bildung, Forschung	8,02
Wirtschaft	5,71
Verbraucher, Agrar	5,09
Gesundheit	4,59
Familie, Jugend	4,52
Entwicklungshilfe	4,17
Finanzen	4,87
Inneres	4,36
Auswärtiges Amt	2,39
Umwelt	0,79
Justiz	0,44

*Neuordnung der Finanzierung der Pensionen berücksichtigt

dpa – Grafik 2579

Am falschen Ende sparen

Inzwischen hat die Staatsverschuldung ein derart dramatisch hohes Niveau erreicht, daß die klassischen Mittel der Etatsanierung kaum noch greifen können. Denkbar wäre nach Ansicht einiger Wirtschaftsforscher, durch eine antizyklische Finanzpolitik das Wachstum der Wirtschaft anzuregen, um damit im Nachlauf höhere Steueraufkommen zu erzielen. Diese Lehrmeinung geht davon aus, daß der Staat „Dellen“ in der konjunkturellen Entwicklung durch gezielte Investitionsprogramme ausgleichen könne. Die Steuerungsmechanismen greifen allerdings nicht mehr, wie die Erfahrungen aus den letzten Jahren gezeigt haben. Einige Wirtschaftsforscher gehen nun davon aus, daß der Staat dann nicht mehr nachhaltig eingreifen könne, wenn die Summe der Zinslasten die Summe der Neuverschuldung übersteigt. Das ist in Deutschland seit Jahren der Fall, einen „Teufelskreis der Schuldendynamik“ hat die Bundesbank diese Krise genannt.

Was bleibt, ist sparen: allerdings an der richtigen Stelle. Relativ leicht kann die Bundesregierung die Ausgaben für Investitionen zusammenstreichen – was auch geschieht, wie ein Blick auf den Etat zeigt. Die Aufwendungen für Infrastrukturmaßnahmen und Bildung sind kümmerlich. Diese Einsparungen bremsen die wirtschaftliche Entwicklung.

Die Hoffnungen aller, die eine Sanierung der Staatsfinanzen wünschen und deshalb eine Große Koalition bevorzugt hatten, richten sich auf Einschnitte bei den sozialen Transferleistungen. Die Vielzahl an sozialen Gefälligkeiten zu kappen, die Milliarden verschlingen, die Wirtschaft aber nicht beleben, erfordert den Mut einer starken Regierung. Den sollte die mit einer breiten parlamentarischen Mehrheit ausgestattete schwarz-rote Regierung eigentlich aufbringen können. Doch diese Erwartungen werden durch den Etat enttäuscht. *vs*

Kursgewinne auf Kosten von Arbeitsplätzen

»Allianz«-Konzern kündigt die Streichung von 7 500 Stellen an – und die Börsianer jubeln

Von H.-J. Mahlitz

Es ist schon verblüffend, was wir Deutschen uns so alles einreden lassen. So haben wir uns vor etlichen Jahren einreden lassen, wir seien „ein einig Volk von Börsianern“. Millionen von Kostolanys im Westentaschenformat stürzten sich auf „Volksaktien“ und Investmentfonds und was immer medienwirksam als Schlüssel zu Reichtum und Glück angepriesen wurde. Der Deutsche, bis dahin im internationalen Vergleich eher als Aktienmuffel verpönt, entdeckte den diskreten Charme der Börsennachrichten, die nunmehr ihren öffentlich-rechtlichen Stammplatz zu bester Sendezeit haben und es sogar zu einem eigenen als Nachrichtensender getarnten Pivat-Sender gebracht haben. Und wer mehr als drei Telekom-Aktien sein eigen nennt, läßt sich per SMS im Stundentakt über das Neueste von den Kapitalismus-Tempeln informieren.

> Aktien beleben Traum vom Tellerwäscher zum großen Millionär

Kritiklos wird das allabendliche Wortgeklingel der sogenannten Analysten hingenommen. Das sind jene superklugen Damen und Herren, die ganz offensichtlich über die seltene Gabe verfügen, „das Gras wachsen“ zu hören – im wesentlichen allerdings nur das Gras, das über ihr eigenes dummes Geschwätz von gestern gewachsen ist. Denn was heute als logische Begründung für den Kursgewinn gilt, war am Vortag noch Anlaß für „berechtigten Pessimismus“ der professionellen Anleger. Dieses Geschäft mit dem kurzen Gedächtnis läuft offenbar recht gut; zumindest wohl besser als die Geschäfte vieler Junguntenehmer, die an die Börse gingen – nicht aus wirtschaftlicher Vernunft, sondern „weil man an die Börse geht“.

Man erinnere sich an die kurze Geschichte des „Neuen Marktes“. Voller Euphorie stürmten Jungunternehmer vornehmlich der IT- und Internet-Branche das Börsen-Parkett – oft beschränkte die fachliche Qualifikation sich auf die Fähigkeit, „New Economy“ unfallfrei auszusprechen. Drei Jahre lang ließen sich unprofessionelle Kleinanleger von dem täglichen Analystengeschwafel blenden, steckten ihr Erspartes in Nemax-Papiere – und waren somit in den folgenden zwei Jahren an einer gigantischen Kapitalvernichtung in der Größenordnung von mehr als 200 Milliarden Euro aktiv beteiligt. Der Spruch „Da kann man sich auch nichts mehr für kaufen“ gewinnt hier eine völlig neue, sehr realistische Bedeutung.

Was haben die Deutschen gelernt aus all diesen geplatzten Luftballons, diesem jähen Erwachen aus den Träumen vom „Tellerwäscher, der zum Millionär wird“? Im Einzelfall vielleicht die bittere Erkenntnis, daß man an der Börse auch den umgekehrten Vorgang erleben kann, ansonsten aber nichts.

Mindestens einmal pro Woche erfahren wir im Rahmen der „Tagesschau“- und „Heute“-Börsen-PR-Sendung, daß die Firma XYZ zum Zwecke der Kostendämpfung und Renditemaximierung den Personalbestand um ein paar Hundert oder auch ein paar Tausend reduziert; wie das Amen in der Kirche folgt die frohe Botschaft, daß der Aktienkurs besagter Firma sprunghaft nach oben gegangen sei. Aktuelles Beispiel ist der Versicherungs- und Finanzdienstleister „Allianz“. Die Ankündigung, 7 500 Stellen zu streichen, wurde von den professionellen Anlegern euphorisch bejubelt und mit deutlichen Kursgewinnen honoriert. In diesen Kreisen läßt die berechtigte Aussicht, auf diese Weise den Rekordgewinn von fast viereinhalb Milliarden Euro noch einmal steigern zu können, offenbar alle Hemmungen fallen. Den 7 500 demnächst Arbeitslosen wird allenfalls noch ein höhnisches „Hoffentlich ‚Allianz‘-versichert“ für den Weg in eine unsichere Zukunft nachgeworfen.

> Der Mensch muß mehr sein als Summe aus Lohn und Nebenkosten

Bei solchen Gelegenheiten fragt man sich, wie lange wir uns solch Zynismus noch bieten lassen wollen. Kritik- und widerspruchslos wird der Mensch zum bloßen Kostenfaktor reduziert, den man nach Belieben hin- und herschieben, verlagern oder eliminieren kann. Man muß nicht mit den abstrusen Theorien des Marxismus und ihren makabren sozialistischen Realisierungen sympathisieren, um zu einer Kritik solch verzerrter Formen des Kapitalismus zu kommen. Hier reicht der Rückgriff auf das traditionelle christliche Menschenbild. Daraus folgt: Auch in der Arbeitswelt muß der Mensch mehr sein als die Summe aus Lohn und Lohnnebenkosten. Nichts hindert Unternehmer und Manager, ein solches Menschenbild zur Leitlinie ihrer Personalpolitik zu machen, ohne daß sie darum ihr selbstverständliches Recht, Gewinne zu machen, aufgeben müßten. Denn diese Firmenphilosophie war es, die deutsche Unternehmen einst an die Weltspitze gebracht hat. Blanke Profitgier aber, die sich nur noch an den Interessen anonymer Kapitalanleger orientiert, ist langfristig ein Zeichen von schlechter Unternehmensführung und schlechtem Management. Diejenigen, die dies zu verantworten haben, sind leider die einzigen, die von Stellenabbau, Kündigung und Arbeitslosigkeit verschont bleiben – auch bei der „Allianz“.

Näher beim Kunden – in Indien?

Mit dem Streichen von 7 500 Stellen will sich der „Allianz“-Konzern fit für die Zukunft machen und den „Kunden mehr in den Mittelpunkt“ stellen. Nur in den Mittelpunkt von was? Gerade die Mitarbeiter haben die „Allianz“ doch überhaupt beim Kunden repräsentiert, denn schließlich ist die „Allianz“ keine Direktversicherung, dazu hat sie weder die günstigen Konditionen, den Kundenstamm noch die Produktpalette. Also was will die „Allianz“? Überdecken, daß Fehlmanagement Entlassungen aus finanziellen Engpässen heraus notwendig machen. Außerdem verweist sie ablenkend auf ihre Auslandaktivitäten. So versichert der Konzern auch indische Bauern – für 87 Cent im Jahr. Zwar schreibt das Indien-Geschäft mit seinen 79 000 Kunden noch rote Zahlen, doch bei 1,1 Milliarden Menschen, die jetzt erst begreifen, daß man seine Familie im Todesfall absichern kann, berge das Land riesiges Potential für Profite. Da 800 Millionen Inder allerdings in unzugänglichen ländlichen Gegenden und zumeist unter dem Existenzminimum leben, setzt man dort tätige Hilfsorganisationen ein. „Die Hilfsorganisationen sind für das Geschäft unentbehrlich, denn nur mit ihrer Hilfe können die Versicherungen überhaupt verkauft werden“, heißt es seitens der Indienniederlassungen des Konzern. Sieht so die Zukunft des 1890 in Berlin gegründeten Unternehmens aus? *Bel*

Agenten im Auftrag der DDR

Bettina Röhl über die Untergrundarbeit ihrer Eltern und die Bedeutung von »Konkret«

Von JEAN-PAUL PICAPER

Ulrike Meinhofs „erstem Leben" bis 1968 hat deren Tochter Bettina Röhl ein epochales Buch von 641 Seiten plus Anhang gewidmet. Mit flotter Feder und literarischem Talent hat die Hamburger Journalistin zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen und Weggefährten ihrer Mutter und ihres Vaters geführt und sie beweist, daß ein Sachbuch nicht langweilig sein muß. Das 1,1 Kilogramm schwere Buch ist leicht lesbar, lebhaft und spannend. Einfach faszinierend!

Es ist der fakten- und dokumentenreiche Roman des Lebens der tragischsten Figur der linken deutschen Szene vor 30 Jahren mitsamt Umfeld und Ambiente der damaligen Gesellschaft. Die Tochter, die den Namen ihres Vaters Klaus Rainer Röhl trägt, ist mit dem Thema seit über zehn Jahren, eigentlich seit ihrer Geburt konfrontiert. Irgendwann mußte die Nabelschnur durchschnitten werden. Das Odium einer solchen Mama abzuschütteln war sicher nicht einfach. Sie tut es in Liebe zur politisch Gestrauchelten und mit Respekt vor einem Menschen, der später seinen Irrtum, ja seinen Wahn, bis zur Selbstvernichtung durchlebte. Die post mortem Anamnese ist einfühlsam.

Die Ulrike M. erscheint dort als eine hochintelligente, aber vereinsamte und wenig zum Lachen neigende und im Kern starrsinnige, komplizierte Person, die – typisch deutsch – alles Einfache schwer machte und die Schicksalsschläge (ihre Operation an einem Hirntumor und die Trennung von ihrem Mann) nicht locker verarbeitete, sondern im Sinne Nietzsches mit einem Kraftakt „überwand". Bei allen Details einer mit viel Humor aufgezeichneten Familiengeschichte verliert Bettina Röhl jedoch den Wald vor lauter Bäumen nicht aus dem Blick.

Bettina Röhls Schreibe ist weder subjektiv noch emotional. Der Ton ist gesetzt, sachlich, oft eine Idee ironisch. Der Drang nach Gerechtigkeit und die Lust zum Risiko treiben die Verfasserin zwar wie ihre Mutter an, aber sie hat die Frohnatur, den Spieltrieb und die Lässigkeit ihres Vaters geerbt.

In diesem, in bestimmter Hinsicht autobiographischen Buch kann man Bettina Röhl jedenfalls keine familiäre Parteinahme vorwerfen. Streng und stringent geht die begabte Tochter gegen die Eltern vor. Der Vater hat sich aber geläutert, er hat rechtzeitig Buße getan. „Ich wußte zum damaligen Zeitpunkt von dem kommunistischen Hintergrund meiner Eltern nur wenig", schreibt Bettina. Die Schuppen sind ihr während der Arbeit von den Augen gefallen.

Es war Zufall, Glück sogar, daß sie bei der Suche nach der Story der Zeitschrift ihrer Eltern „Konkret", die über Jahre die meistgelesene und einflußreichste Studentenzeitschrift war und über die Studenten hinaus von der linken Schickeria gelesen wurde, Ungeheuerliches entdeckte, und zwar, daß „Konkret" ein mit 40000 D-Mark monatlich – damals ein kleines Vermögen – von der Stasi dotiertes Instrument der verdeckten kommunistischen Agitation zur Destabilisierung der Bundesrepublik Deutschland war. Diese Zeitschrift hat „eine Schlüsselrolle beim Aufbau des Kommunismus in Westdeutschland gespielt".

Anders als viele irregeleitete Studenten von damals, die sie wissentlich hinters Licht führten, waren Klaus Röhl und seine Frau Ulrike keine jugendbewegten intellektuellen Romantiker, sondern harte Kommunisten, die zur Geburt ihrer Zwillinge 1962 einen Strauß roter Rosen aus Ost-Berlin erhielten. Sie waren DDR-Einflußagenten, Illegale. Sie erhielten regelmäßig in konspirativen Wohnungen Ost-Berlins ihre Anweisungen von der verbotenen KPD, die all diese Gespräche protokolliert hat. Die professionellen Besserwisser, sprich die Kommunisten, hielten ihre Desinformationsvermittler an der kurzen Leine.

„Bewußt wurde mir auch", schreibt die Autorin, „daß Ulrike Meinhof, lange bevor sie 1970 in den Untergrund ging und bis zu ihrem Tod, vor allem Kommunistin gewesen war und dies nicht nur in ihrem Parteibuch. Der Kommunismus war ihre große Leidenschaft, ohne die ihr Tun kaum zu erklären ist." Der Mythos der freien Anarchistin bricht zusammen.



Berüchtigte Mutter: Ulrike Meinhof (undatiert) in der „Konkret"-Redaktion Foto: pa

Mit der Entdeckung der „Akte Konkret" im Bundesarchiv beweist die hoch motivierte Verfasserin, daß der angeblich „spontane Zorn der Studenten" und deren scheinbar „antiautoritäre Bewegung" einem poststalinistischen Masterplan entsprachen. Die Unterwanderung aus Ost-Berlin beschränkte sich nicht auf Sonderfälle wie „Konkret". Die Dokumente sprechen für eine breit angelegte Stasi-Offensive in den intellektuellen Jetset im Westen, der sich recht infantil und gutgläubig benahm. Die Studentenrevolte der 68er, die nicht in Berkeley wie behauptet, nicht in Paris, sondern in der Frontstadt Berlin startete, sproß nicht plötzlich aus dem Nichts hervor. Sie wurde von langer Hand mit Geld und von Agenten aus dem Osten vorbereitet.

Der marxistische Agitator und Journalist Erich Kuby hielt im Januar 1959 in der FU eine virulente Schimpfrede gegen diese „alma mater" und bekam Hausverbot. Im Februar 1959 (dokumentiert durch ein Bild in Bettina Röhls Buch) machte „Konkret" darauf aufmerksam, daß die sogenannten „Studenten" die „Adenauer-Politik" angeprangert und die ulbrichtsche, „deutsche Konföderation" propagiert hatten, natürlich immer ganz spontan ... Später kamen die Spaltung des SDS und der Kampf gegen die Notstandsgesetze. Bettina Röhl, die die Aussagen ihrer Zeugen mit den Dokumenten vergleicht, hat den „Führungsoffizier" ihrer Eltern, Manfred Kapluck, befragt.

Als „Tochter von Ulrike" ist sie für diese Leute ansprechbar. Er erklärte ihr, wie „zwischen 1956 und 1960 ausgesuchte Jugendliche aus Westdeutschland, ausgewiesen gute Schüler", in die DDR zum Studium geschickt wurden und später im Westen politisch tätig wurden. „Wir reisten, von der Stasi, die damals noch nicht so hieß, mit Ausweisen ausgestattet", gesteht der ehemalige Agent. Er erzählt von der Unterwanderung der Naturfreunde, der Jusos und der Falken, von den „großen Friedenskongressen, die uns Hunderte von neuen Parteimitgliedern einbrachten, die dann wieder als Illegale für uns arbeiteten."

Es ist das Verdienst von Bettina Röhl, den Sumpf von damals durchleuchtet zu haben. Sie nennt bekannte Namen. Es werden aus der Birthler-Behörde noch Namen herauskommen. Man hat die kommunistische Durchdringung der Antiatomtod-, Friedens-, Emanzipations- und APO-Bewegung durch die Stasi einfach ignoriert, bis nach 1990 die Akten sprachen. Die Universitäten und später die Schulen waren ein Schwachstelle, das „schwächste Glied der Kette", gewesen. Der lange Marsch durch die Institutionen, den Dutschke empfohlen hatte, während Ulrike Meinhof und die RAF den bewaffneten Kampf vorzogen, ist zum Glück im wesentlichen im Sand verlaufen.

***Bettina Röhl: „So macht Kommunismus Spaß! Ulrike Meinhof, Klaus Rainer Röhl und die Akte Konkret"**, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg. 2006, 677 Seiten, 29,80 Euro, Best.-Nr. 5606*

Schuldig – bis in alle Ewigkeit

Historiker ignorieren bewußt Beweise, die belegen, daß Deutschland nicht allein für die beiden Weltkriege verantwortlich ist

Von H.-J. VON LEESEN

Historische Wahrheit' ist keine gegebene oder abschließend fixierbare Größe. Aufbauend auf alle verfügbaren Tatsachen, entsteht sie durch Kommunikation immer wieder neu. Gerade deshalb kommt keine Einzelperson und keine Gesellschaft, die mit sich selber ehrlich sein will, um die immer wieder neue Prüfung der Erinnerungsbilder und eine allenfalls einschneidende Revision etablierter Geschichtsbilder herum." Wohl kein Historiker, der kürzlich in der „Neuen Zürcher Zeitung" diese Passage in einer längeren Betrachtung las, dürfte ihr widersprechen. Schließlich sieht man heute die Rolle Napoleon I. anders als seine Zeitgenossen, und deren Ansichten unterschieden sich gravierend, je nachdem ob es Deutsche oder Franzosen waren. So gehört denn die ständige Revision der Geschichtsbilder zu jeder aufgeklärten Geschichtswissenschaft – mit einer Ausnahme: Die Frage, wie es zum Zweiten Weltkrieg kam, die ist angeblich für alle Ewigkeit festgeschrieben. Die beamteten deutschen Historiker könnten, falls sie dazu aufgefordert würden, im Sprachchor die Frage nach den Kriegsursachen beantworten: „Die Deutschen sind schuld, nur die Deutschen, und der allerschlimmste war Hitler." Und sie würden von den hierzulande erscheinenden und sendenden Massenmedien unisono unterstützt.

In dieser erstarrten Historikerwelt leben wir seit Jahrzehnten. Und da erregte es in interessierten Kreisen erhebliches Aufsehen, als am 17. Juni 2006 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung", die als die beste Tageszeitung Deutschlands gilt, ein ganzseitiger Artikel unter der Überschrift "Mitteleuropäische Gedankenspiele nach Versailles" zu finden war von dem jungen Historiker Stefan Scheil, der sich durch mehrere bemerkenswerte Bücher und viele ebenso originelle wie fundierte Zeitschriftenbeiträge – allerdings nicht in der etablierten Presse – hervorgetan hat. Da konnte man lesen,

> Polen übte in der Zwischenkriegszeit Druck aus

wie zwischen den beiden Weltkriegen die polnische Regierung immer wieder versucht hatte, Frankreich und England dazu zu bewegen, gegen Deutschland einen Offensivkrieg zu führen mit dem Ziel, nicht nur Ostpreußen, sondern auch andere ostdeutsche Provinzen zu erobern und von Deutschland abzutrennen. Man erfuhr von den permanenten Drangsalierungen der in Polen lebenden Volksgruppen – und nicht nur der deutschen. Scheil schrieb, und das stets unter Bezugnahme auf Akten und andere Quellen, daß schließlich England und Frankreich das mit ihnen verbündete Polen zu militärischen Maßnahmen gegen Deutschland ermächtigten, die von den Westmächten bedingungslos unterstützt werden würden. Für viele Leser war es neu, von den immer wiederholten deutschen Versuchen zu erfahren, die Krise des Sommers 1939 zu entschärfen; die meisten hatten noch nie von dem durch die Reichsregierung noch am 31. August Polen überreichten 16-Punkte-Plan gehört, der zu einer nichtkriegerischen Beendigung der Krise hätte führen können, von Polen aber nicht beachtet wurde.

Sollte die Veröffentlichung eines solchen Artikels in der „FAZ" die Wende sein? Wäre damit die Mauer des Totschweigens unbequemer historischer Erkenntnisse durchbrochen worden?

Wenige Tage später erschien in der selben Zeitung ein Artikel, der die Antwort darauf sein könnte. Der zum Militärgeschichtlichen Forschungsamt, also einer Institution des Bundesverteidigungsministeriums gehörende Historiker Prof. Rolf-Dieter Müller rezensierte ein kürzlich erschienenes neues Buch von Stefan Scheil, „1940/41. Die Eskalation des Zweiten Weltkrieges", in Grund und Boden. Weil der Autor die Rolle Hitlers als Alleinschuldiger anzweifelte, überschreibt Müller seine Besprechung höhnisch „Adolf, der Friedliebende". Scheils Buch bescheinigt er, höchstens eine „Fleißarbeit" zu sein. Für Müller bleibt alles beim alten. Er leugnet, daß der Zweite Weltkrieg in erster Linie ein „machtpolitisches Spiel" war, „an dem sich die ganze Staatenwelt beteiligt". Für ihn bleibt der Krieg allein begründet auf der Ideologie Hitlers, der ihn ohne jede Ursache vom Zaun gebrochen habe.

Zwar billigt er Scheils Buch zu, daß es in einem seriösen Verlag erschienen sei. Er „befürchtet", es werde einen „Absatz ... finden, von dem mancher seriöser Historiker nur träumen kann". Und dabei verweist er auf ein vor drei Jahren erschienenes Buch des im Ruhestand lebenden Bundeswehr-Generalmajors Gerd Schultze-Rhonhof, „1939. Der Krieg der viele Väter hatte", das Jahr für Jahr in Neuauflagen erscheint, obwohl es von nahezu keiner großen Zeitung fundiert gewürdigt worden ist. Hier greift derselbe Mechanismus wie bei Scheils erstem Buch. Man ließ es von einem jungen Historiker aus dem „Institut für Zeitgeschichte" besprechen, der sich weitgehend darauf beschränkte, sich darüber zu amüsieren, daß der Autor General sei und daher vorwiegend „Abstruses" zur Vorgeschichte des Krieges habe schreiben können. Wenn Schultze-Rhonhof zu dem Schluß kommt, die Verantwortung für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges liege bei vielen Regierungen, dann nennt das der junge Mann aus dem offiziösen Institut eine „Lüge". Damit widerspricht er einem wesentlich älteren Kollegen,

> Jene, die Beweise vorlegen, werden ausgegrenzt

nämlich dem emeritierten Professor Hans-Adolf Jacobsen. Dieser tätigte in der „FAZ" vor drei Jahren in einer Rezension des ersten Bandes von Scheils Werk „Fünf plus Zwei – Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkrieges" die Aussage, man könne keineswegs von Deutschland als dem alleinigen Kriegsschuldigen ausgehen. Dies suchte er mit dem Hinweis zu entwerten, daß „anerkannte Historiker des In- und Auslandes längst aufgezeigt (hätten), daß die Staatsmänner des Westens, Polens, Italiens und vor allem der Sowjetunion durch ihre Entscheidungen in der Zeit nach 1919 eine kaum noch zu bestreitende Verantwortung für das Debakel von 1939 / 1940 tragen ..."

Nicht nur in diesem Punkt zeigt es sich, daß die seit über 60 Jahren geübte Geschichtsschreibung in Deutschland festgefahren ist und daß sie darüber hinaus den Verdacht bestätigt, sie folge beflissen der alten Weisheit, die Geschichte werden von den Siegern geschrieben.

In der jüngsten Zeit ist zum Thema des Kriegsausbruchs neben den Werken von Scheil und Schultze-Rhonhof noch „Die Ursachen des Zeiten Weltkrieges" von Walter Post hinzugekommen, ebenfalls ein ausgewiesener Historiker. Alle drei gelangen zum gleichen Schluß: Wenn man unvoreingenommen die zur Verfügung stehenden Quellen befragt, dann kann nicht mehr die Rede davon sein, daß Deutschland für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges allein die Verantwortung trägt. Aber man will sich mit den Forschungsergebnissen der unabhängigen Historiker nicht sachlich auseinandersetzen.

Als vor drei Jahren Studierende der Bundeswehrhochschule General a. D. Schultze-Rhonhof und den am äußersten linken Rand operierenden, an der Hochschule lehrenden Politologen Wolfgang Gessenharter zu einem Streitgespräch einluden, lehnte Gessenharter ab mit dem Vorwand, er habe keine Zeit. Wenig später traf Schultze-Rhonhof zufällig Gessenharter auf der Straße. Er frage ihn, warum er sich vor der Disputation gedrückt habe. Gessenharter: „Ich werde mich hüten, Ihnen ein Forum zu verschaffen."

Das ist ihr Geist. Er zeugt nicht von Überzeugungskraft.

Nach uns die Sintflut

USA wollen Truppen aus dem Irak abziehen

Von Dietrich Zeitel

Treffen die Informationen der „New York Times“ vom vergangenen Sonntag zu, dann wollen die Vereinigten Staaten ihre Truppen im Irak bereits vor den anstehenden Kongreßwahlen im November dieses Jahres reduzieren. Bis Ende nächsten Jahres soll die Truppenstärke, so der Plan des Kommandeurs der US-Armee im Irak, General George Casey, nur noch die Hälfte des heutigen Umfangs betragen. Die Größenordnung dieses Truppenabzugs geht weit über die bisher diskutierten Szenarien hinaus und dürfte verschiedenen Faktoren geschuldet sein. Einmal den ständig fallenden Popularitätswerten des derzeitigen US-Präsidenten George W. Bush und zum anderen der Kostenexplosion, die die amerikanische Truppenpräsenz Tag für Tag fordert. Seit Beginn des Angriffs der USA auf den Irak vor mehr als drei Jahren haben sich die Kosten mehr als verdoppelt. Pro Monat müssen die USA nach Angaben des „Congressional Research Service“ allein für ihr Engagement in Afghanistan und im Irak fast zehn Milliarden Dollar ausgeben, wobei insbesondere die Instandhaltungskosten zu Buche schlagen. Caseys Szenario steht allerdings unter einem Vorbehalt: daß nämlich der Ministerpräsident Nuri al-Maliki die Lage im Irak mehr und mehr unter Kontrolle bekommt. Vor diesem Hintergrund ist wohl auch sein am Sonntag vorgestellter „nationaler Versöhnungsplan“ zu sehen, in dem unter anderem die Freilassung politischer Gefangener in Aussicht gestellt wird. Gemeint sind allerdings nur diejenigen, „die sich nicht an kriminellen und terroristischen Taten, an Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt haben“, wie al-Maliki unterstrich. Kritiker bemängelten bereits, daß der Plan des Ministerpräsidenten viel zu vage sei, um eine Änderung der Lage im Land bewirken zu können.

Bushs Initiative kommt deshalb für viele Beobachter überraschend, weil er, um nur ein Beispiel zu nennen, noch in seiner programmatischen Rede über die weitere US-Strategie im Irak im City-Club von Cleveland am 20. März dieses Jahres hervorgehoben hatte, daß der Irak die „Hauptfront im Krieg gegen den Terror“ sei. „Wir werden den Irak verlassen, aber wenn wir das tun, wird es aus einer Position der Stärke und nicht der Schwäche geschehen“, erklärte Bush damals. Amerikaner seien noch nie vor Verbrechern und Mördern zurückgewichen und würden damit auch jetzt nicht anfangen.

Daß sich die USA aktuell in einer „Position der Stärke“ befinden, davon dürfte selbst der eingeschworenste Bush-Anhänger nicht überzeugt sein. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Selbst Zbigniew Brzezinski, die graue Eminenz der US-Sicherheitspolitik, erklärte, daß er im Rahmen des derzeitigen militärischen US-Engagements im Irak keine Perspektive sehe, die auf eine siegreiche Beendigung des Konflikts hoffen lassen könne.

Ähnliche Argumente haben vor über 30 Jahren zum Rückzug der Amerikaner aus Indochina geführt, als sie ihren Verbündeten Südvietnam seinem Schicksal überließen. Vietnam bedeutete im Kalten Krieg einen herben geopolitischen Rückschlag. Ähnlich desaströs könnte sich die Situation im Irak entwickeln, sollten sich die US-Truppen wirklich zu großen Teilen zurückziehen. Viele Beobachter gehen davon aus, daß in einem derartigen Fall die Dreiteilung des Landes drohen könnte. Seit Anfang der 1920er Jahre, als der Irak nach britischen Vorstellungen geschaffen wurde, gaben mehr oder weniger autoritäre Regierungen, in denen Sunniten dominierten, den Ton an. Die USA beendeten 2003 nicht nur Saddam Husseins Herrschaft, sondern auch die sunnitische Hegemonie. Hinterließen die USA im Irak ein Machtvakuum, würden die Sunniten, die nie mehr als etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachten, versuchen, ihren einstigen Einfluß zurückzugewinnen. Sie haben seit der Konstituierung der neuen Regierung im Irak nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie die schiitisch-kurdische Mehrheitskoalition in keiner Weise akzeptieren. Da Kurden und Schiiten sich aber kaum noch einmal einer sunnitischen Dominanz beugen dürften, droht ein Szenario, das dem des zerfallenden Jugoslawien ähneln könnte. Kristallisationspunkte des dann in Provinzen zerfallenden Iraks könnten die Städte Basra (Schiiten), Baghdad (Sunniten) und im Norden Mossul (Kurden) werden.

Daß die USA in dieser energiepolitischen Schlüsselregion ein derartiges Szenario zulassen könnten, erscheint allerdings mehr als unwahrscheinlich. Schließlich lautet eine zentrale Maxime US-amerikanischer Hegemonialpolitik, daß die amerikanische Vorherrschaft unter anderem auf dem Einfluß auf die Energieproduktion des Nahen Ostens und der angrenzenden Regionen beruht. Diese Maxime dürfte trotz der Ankündigung, US-Truppen abziehen zu wollen, nicht aufgegeben werden. Sie muß vielmehr im Zusammenhang mit einem taktischen Schachzug gesehen werden. Die USA bauen derzeit ihre Militärbasen im Irak aus und versuchen, den gefährlichen Patrouillendienst an irakische Einheiten zu delegieren. Diese Basen sollen auch eine Gewähr dafür sein, daß die Anzahl der getöteten (derzeit über 2500 Gefallene) oder verwundeten GI deutlich gesenkt werden kann.




Eher Getriebene als Treiber: US-Soldaten sichern Terrain nach einem Selbstmordanschlag in Bagdad ab. Foto: pa

Israelisches Spionagenetz im Libanon zerschlagen

Von Richard G. Kerschhofer

Die Ermordung des Chefs des „Islamischen Dschihad“ und dessen Bruders mit einer Autobombe Ende Mai im südlibanesischen Sidon fand eine „überraschende“ Aufklärung: Die libanesische Armee konnte ein vom Mossad gesteuertes Spionage- und Terror-Netzwerk ausheben, mehrere Mitglieder festnehmen und umfangreiches Belastungsmaterial sicherstellen. Der Kopf der Zelle namens Mahmoud Abu Rabeh gestand inzwischen diese und andere politische Morde im Auftrag Israels. Vom Mossad angeworben worden sei er bereits 1994. Der Nachschub sei teils durch israelische Marinekommandos, teils über die umstrittenen „Scheba-Farmen“ an der Grenze zu Israel erfolgt. Ein anderer Haupttäter, ein gebürtiger Palästinenser, ist noch flüchtig. Der libanesische Ministerpräsident Fuad Siniora, Sunnit wie der im Vorjahr ermordete ehemalige Regierungschef Hariri, bezeichnete am Wochenende die Sache als israelischen Aggressionsakt und kündigte eine Beschwerde beim UN-Sicherheitsrat an. Die schiitische Hisbollah-Miliz im Südlibanon hat jedenfalls einen weiteren Grund, sich ihrer Entwaffnung zu widersetzen.

Auch im Mordfall Hariri sieht heute manches anders aus. Der von der Uno mit Ermittlungen beauftragte Detlev Mehlis hatte zunächst so agiert, als käme nur die syrische Regierung als Drahtzieher in Frage. Obwohl damit die kriminalistische Schlüsselfrage „cui bono“ – wem nützt es – hintangestellt wurde, der syrische Präsident Baschar Al-Asad kann am allerwenigsten ein Interesse daran haben, Vorwände für einen „gerechtfertigten“ Angriff der USA zu liefern. Im Dezember trat Mehlis, der damals als Nachfolgekandidat für Generalbundesanwalt Kay Nehm galt, zurück, und die Leitung der Ermittlungen wurde von dem Belgier Serge Brammertz übernommen. Brammertz, dessen Mandat soeben um ein Jahr verlängert wurde, bezeichnet die syrischen und libanesischen Behörden als kooperativ, und anders als Mehlis konnte er sogar Al-Asad persönlich befragen. Was den Tathergang betrifft, ist für Brammertz wieder alles offen, und er untersucht jetzt sogar andere politische Morde, denn es wurden eben nicht nur antisyrische Politiker und Journalisten umgebracht, sondern auch prosyrische.

Gelebte Ideologie führt in die Armut

Regierungen in Namibia und Südafrika wollen mit Zwang die Überführung des Farmlandes in die Hände Schwarzer durchsetzen

Von Jochen Arp

War Simbabwe zur Kolonialzeit im südlichen Afrika ein Musterland, ist das Land, dessen Inflationsrate kürzlich die unvorstellbare 1000-Prozentmarke überschritten hat, heute nach Vertreibung aller Weißen das Musterbeispiel für das Schicksal afrikanischer Länder seit der Selbständigkeit (siehe *PAZ* Nr. 22). Aber auch in anderen Ländern Schwarzafrikas sind seit geraumer Zeit Tendenzen erkennbar, gewisse Grundzüge eines schwarzen Rassismus, wie er in Simbabwe praktiziert wurde und wird, zu übernehmen.

Die im Laufe von 300 Jahren nach Südafrika eingewanderten niederländischen und deutschen Siedler hatten weite Teile des fruchtbaren Landes für die Landwirtschaft erschlossen. Auf höher gelegenem Gelände wurde und wird Getreide angebaut, während in subtropischen Gebieten Gemüse und Obst gedeihen. Eine große Rolle spielen Orangenproduktion und Viehzucht.

Nachdem nicht zuletzt auch unter dem Druck europäischer und nordamerikanischer Regierungen die Herrschaft der dominierenden Weißen gebrochen worden war und die kommunistisch beeinflußte „ANC“ die absolute Mehrheit im Parlament hatte erringen können bemühte man sich, den Landbesitz umzuverteilen. „Endlich gehört das Land uns!“ verkündeten ihre Sprecher und leiteten ein ehrgeiziges Reformprogramm ein mit dem Ziel, innerhalb von 15 Jahren 30 Prozent der Agrarfläche in die Hand von Schwarzen gelangen zu lassen. Man schuf Gesetze, um bisher illegale Farmbesetzungen Schwarzer zu legalisieren, sah allerdings vor, daß den bisherigen Farmbesitzern eine Entschädigung gezahlt wird. Daß das Gesetz eingehalten wird, darüber wacht ein von schwarzen Richtern besetzter Oberster Gerichtshof. Die Entschädigung ist von der Regierung zu zahlen; die neuen schwarzen Farmbesitzer erhalten günstige Kredite.

Inzwischen ist deutlich, daß das angepeilte Ziel nicht erreicht wird. Bis zum vorigen Jahr hatte man gerade drei Prozent des Landes umverteilt. Die Ergebnisse der neuen Bewirtschaftung waren zum großen Teil kümmerlich. Die neuen Landwirte erwarteten, daß sie in der Anfangszeit von der Regierung feste Gehälter bekommen, was nur mit Verspätung oder überhaupt nicht erfolgte. Viele Landwirtkollektive haben sich bis über beide Ohren verschuldet, so daß mancher vor dem Ruin steht. Ein Bure, der unter Druck seinen Besitz gegen etwa 200000 Euro verkaufen mußte, beteiligte sich gutwillig an der Verwaltung seines früheren Besitzes, wurde aber, nachdem ein Hochwasser im Jahre 2000 große Schäden verursacht hatte, als Prügelknabe davongejagt. „Die neuen Farmbesitzer wollten nicht akzeptieren, daß sie als Besitzer jetzt verantwortlich sind und Buschbrände selber löschen, Zäune flicken und Wasserleitung instandsetzen müssen. Das alles sollte ich für sie übernehmen.“

Neue Besitzer sind mit der Verantwortung überfordert

Auch im nordwestlichen Nachbarland der Südafrikanischen Republik, in Namibia, das unter dem Namen Deutsch-Südwest-Afrika 34 Jahre lang bis 1918 deutsche Kolonie war, bahnt sich die Umverteilung zugunsten der farbigen Bevölkerung an. Nach dem Willen der „Swapo“, die das Parlament mit absoluter Mehrheit beherrscht, soll die Umverteilung nach Recht und Gesetz vonstatten gehen. Das geht nicht ohne Druck auf die weißen Besitzer ab. So werden Farmer, unter ihnen viele Deutsche, aufgefordert, der Regierung ein Verkaufsangebot für ihre Farm zu machen. Vor zwei Jahren bekamen 20 weiße Landbesitzer vom „Ministerium für Land und Wiederansiedlung“ die Aufforderung, der Regierung ein Preisangebot zu unterbreiten, ansonsten drohe die Enteignung. Ein Farmer stimmte dem Verkauf zu. Er verlangte umgerechnet 1,2 Millionen Euro und erhielt 480000 Euro. Die übrigen Angeschriebenen zogen vor Gericht.

Offiziell sollten solche Farmer zum Verkauf gedrängt werden, die ihre Höfe nicht landwirtschaftlich nutzten, sondern beispielsweise zur Jagd. Tatsächlich bewirtschaftete der Farmer, der mit dem Verkauf einverstanden war, seine 4000 Hektar mit 400 Rindern; für den Blumenanbau beschäftigte er zwölf Arbeiter. Wem die Fläche riesig erscheint, möge bedenken, daß es um weitgehend unfruchtbares Land geht. Im Zentrum Namibias benötigt ein Rind 15 Hektar, um Futter für ein Jahr zu finden; bei Schafen beträgt diese Fläche 2,5 Hektar. Man kann also nicht von ungenutztem Farmland sprechen. Inzwischen befindet sich knapp die Hälfte des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens in schwarzen Händen, wobei der Besitzerwechsel überwiegend privat abgewickelt wurde. Die neuen Farmer werden mit zinsbegünstigten Krediten von der Regierung unterstützt.

Wenn nach den ersten zehn Jahren eine Bilanz der neuen Bodenverteilungspolitik gezogen wird, dann ist das Ergebnis verheerend. Die „FAZ“ berichtet von einem Fall, in dem die Regierung für die Neuangesiedelten Häuser gebaut, für sie Solaranlagen installiert, die Zäune auf Vordermann gebracht und sogar eine Telefonzelle aufgestellt hatte. „Doch im März (2005) mußte das zuständige Ministerium feststellen, daß die Farm regelrecht auf den Hund gekommen war. Denn die neuen Farmbewohner hatten die Solaranlage abmontiert und verkauft, die Gebäude waren kaputt, das Vieh ungepflegt und die Wasserlöcher versandet.“ Landwirtschaftliche Berater der Regierung bemühten sich vergeblich, den neuen Farmbewohnern klar zu machen, „daß ein bewässerter Garten gepflegt werden muß, daß nicht die Regierung, sondern sie selbst die Wasserrohre reparieren müssen und daß eine Rinderherde dazu da ist, sich zu vermehren. Sie wollen aber nicht einsehen, was ein Bankkonto nutzen soll, warum man Vorräte anlegt und wollen nicht verstehen, wie und warum man Erträge berechnet.“ Vorher blühende Farmen verkommen. Aber nach den Plänen des Ministeriums für Land und Wiederansiedlung sollen in den nächsten fünf Jahren weitere 5,8 Millionen Hektar an schwarze Besitzer transferiert werden. Das wären jährlich rund 200 Farmen.

Enteignete Bauern wehren sich vor Gericht

Inzwischen laufen weitere Prozesse von enteigneten weißen Farmern, die den staatlichen Kaufpreis vor Gericht anfechten. Sie ziehen sich über Jahre hin, zumal wenn die eine oder andere Partei in die Berufung geht. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, daß die Staatsanwaltschaft immer mehr Fälle zu bearbeiten hat, „die hauptsächlich auf der Unfähigkeit des Ministeriums (beruhen), die vorgeschriebenen Fristen einzuhalten.“

Im Mai dieses Jahres meldet die in Windhuk erscheinende „Allgemeine Zeitung“, Verhandlungen zwischen der deutschen Bundesregierung und der Regierung Namibias hätten ergeben, daß Deutschland insgesamt 46,5 Millionen Euro für das Jahr 2006 zugesagt habe, von denen 30 Millionen als Kredite für den Ausbau des Hafens von Walfischbai vorgesehen seien. Außerdem wurde der deutsche Entwicklungshilfe-Etat rückwirkend ab 2005 von 12 auf 13,5 Millionen Euro angehoben. Die Gelder sollen für Bildungseinrichtungen gedacht sein, aber auch für die Landreform, also für die unter Druck zustande kommenden Verkäufe weißer Farmer, unter ihnen viele Deutsche. In einer eigens dafür von der deutschen und der namibischen Regierung unterzeichneten Vereinbarung sichert Deutschland Namibia Unterstützung in Höhe von 5,12 Millionen Euro für Infrastrukturprojekte auf Farmland in kommunalen Gebieten zu.

Unabhängig davon laufen deutsch-namibische Verhandlungen über deutsche Zahlungen im Rahmen einer von der Ministerin Heidemarie Wiezorek-Zeul ins Leben gerufene „Versöhnungsinitiative“. Danach sollen im Laufe von zehn Jahren weitere 20 Millionen Euro an verschiedene Völker Namibias gezahlt werden als Sühne für den deutschen angeblichen „Völkermord“ an den Hereros vor über 100 Jahren. Ein von Herero-Häuptlingen betriebenes „Genozid-Komitee“ weist aber darauf hin, die 20 Millionen von Wiezorek-Zeul hätten mit den Entschädigungszahlungen nichts zu tun, die von Hereros für den Krieg zwischen Hereros und der deutschen Kolonialmacht von 1904 verlangt werden. Bislang sind jedoch die Hereros mit solchen Forderungen vor allen Gerichten, seien es deutsche, seien es US-amerikanische, gescheitert.

Von GEORGE TURNER

Freibrief für Faulenzer

Einige Politiker wollen das Sitzenbleiben in den Schulen abschaffen

Das ist gewiß eine frohe Kunde für Schüler: Elternvertreter und Politiker setzen sich an verschiedenen Orten dafür ein, das Sitzenbleiben wenn schon nicht ganz abzuschaffen, so doch deutlich zu reduzieren. Solche Debatten flammen immer wieder auf, regelmäßig vor den Versetzungsterminen vor den sogenannten großen Ferien im Sommer. So ist es auch diesmal. Die Fronten sind bekannt: radikal die GEW (grundsätzlich gegen die Maßnahme), gemäßigt Experten aus den Schulen (soweit als möglich vermeiden) und ab und zu auch ein Hardliner (dann geht alles drunter und drüber).

Bisher gilt: Nicht versetzt wird man dann, wenn das Klassenziel nicht erreicht wurde. Gängig dürfte neben mangelnden Fähigkeiten, den Stoff zu erarbeiten, die Kombination von „null Bock“ und entsprechenden „Leistungen“ sein. Unterstützende Maßnahmen, begleitende Hilfen, um nach Möglichkeit erfolgreich zu sein, wird jeder begrüßen. Aber auch hier gibt es ein „endlich“. Der Vorschlag, das Sitzenbleiben gänzlich abzuschaffen, mutet ebenso unbeholfen wie weltfremd an. Was soll denn mit denjenigen geschehen, die partout das Klassenziel immer wieder nicht erreichen? Will man sie weiter durchschleppen, wobei sie für die übrigen Mitschüler zur Last bei deren Lernfortschritt werden können. Schließlich sollte man bedenken, daß auch Lehrern eine begrenzte Leidensfähigkeit zugestanden werden muß. Und sollen leistungsschwache Schüler, wenn es zu einer Abschlußprüfung kommt, diese auch passieren, selbst wenn die Ergebnisse nicht ausreichen? Also Abschlußzeugnis durch aus der Politik bekanntes Aussitzen, treffender wohl: Ersitzen? Zu dieser Frage hat sich bisher noch keiner der reformfreudigen Kräfte geäußert. Ein Durchschleppen ohne Abschluß würde bedeuten, daß die Betroffenen ein „teilgenommen“ bescheinigt erhielten. Bei näherem Hinsehen müßte man feststellen, daß womöglich über mehrere Stufen unzureichende Leistungen vorgelegen haben. Die Chance, wieder „Fuß zu fassen“ –, und auch das kann die Wiederholung einer Klasse bewirken – hat nicht bestanden.

Daß „Sitzenbleiben“ so weit als möglich vermieden werden sollte, findet gewiß Zustimmung. So könnte man denjenigen, die das Ziel der Klasse nicht erreicht haben, am Ende der Ferien, vor Beginn des neuen Schuljahrs, die Möglichkeit einer Prüfung einräumen, mit der nachgewiesen werden kann, das die Defizite durch intensive Beschäftigung mit dem Stoff in den Ferien ausgeglichen worden sind. Diese Möglichkeit wird auch verschiedentlich praktiziert. Der Hinweis, daß damit die Ferien belastet würden, ist ebenso wohlfeil wie überflüssig. Wer nicht will, muß sich einer solchen Prozedur nicht unterwerfen. So sehr diese Nachholmöglichkeit zu begrüßen ist, birgt sie allerdings auch eine Gefahr: Gewiefte Taktiker könnten von vornherein darauf setzen. Aber eine bestimmte Pennälermentalität, die es immer unter Schülern gegeben hat, wird nicht auszutreiben sein. Im übrigen: Wir können uns nicht köstlich über das Treiben in der Feuerzangenbowle amüsieren und dann, wenn Splitter davon in der Wirklichkeit auftauchen, diese bierernst geißeln.

Sofern die Wiederholung der Klasse eine Signalwirkung auf die Betroffenen hat, es also nicht in erster Linie mangelnde Fähigkeiten, sondern schlichte Faulheit war, die zu der negativen Feststellung geführt hat, ist ein Jahr Zeitverlust in der Tat ein hoher Preis. Auch der Einwand, Sitzenbleiber würden nicht unbedingt ihre Leistungen verbessern, obwohl ihnen der Stoff im großen und ganzen doch bekannt sein müßte, ist nicht von der Hand zu weisen. Bevor man nun von einer hergebrachten Verfahrensweise ins Gegenteil umschwenkt, also womöglich das Sitzenbleiben völlig abschafft, sollte man nach vermittelnden Lösungen suchen.

Ehrenrunde

Von je 1 000 Schülern an allgemein bildenden Schulen* wiederholen das vergangene Schuljahr (2004/2005)

Land	Wiederholer
Bayern	41
Sachsen-Anhalt	38
Mecklenburg-Vorp.	36
Bremen	34
Hessen	32
Saarland	32
Schleswig-Holstein	30
Berlin	29
Deutschland	*28*
Brandenburg	26
Nordrhein-Westfalen	26
Hamburg	24
Rheinland-Pfalz	24
Sachsen	24
Thüringen	23
Niedersachsen	21
Baden-Württemberg	19

*ohne Sonderschulen, Freie Waldorfschulen, Vorschulbereich und Abendschulen

Quelle: Stat. Bundesamt © Globus 0513

Was spricht eigentlich dagegen, die Schulzeit in Halbjahreszyklen aufzuteilen? Nun kann man einwenden, daß eine solche Radikalkur unangebracht sei, wo es doch nur um den kleineren Teil der Schüler gehe. Schließlich seien damit organisatorische Probleme verbunden; man müsse Stoff und Stundenplan entsprechend neu gestalten. Im Ernst kann das nicht gelten. Schließlich wird auch im geltenden System das zu Erlernende in entsprechende Abschnitte eingeteilt. Und für die Stundenplangestaltung gilt das gleiche. Nur werden die Lehrkräfte regelmäßig nicht jedes halbe Jahr auf die Klassen verteilt. Aber das könnte ja so bleiben.

Die Gliederung der Schulzeit in Halbjahresabschnitte hätte auch einen anderen ganz wesentlichen Effekt: Bei der Einschulung geht es heute ebenfalls um alles oder nichts, nämlich um ein ganzes Jahr. Entweder das Kind kommt mit sechs Jahren in die Schule oder muß ein Jahr lang warten und ist dann bereits sieben. Es dürfte wohl unstreitig sein, daß der kindlichen Entwicklung hier besser entsprochen würde, wenn es eine Zwischenlösung gäbe. Die Einschulung nur zu einem Termin im Jahr ist ein Zeichen von Unbeweglichkeit – vielleicht sogar Bequemlichkeit. Gründe dafür – wenn es sie denn gibt – liegen mit Sicherheit nicht im Interesse der ABC-Schützen.

Niemand verkennt, daß eine solche Umgestaltung des Schulwesens organisatorische Probleme mit sich bringt. Aber sind die wirklich so erheblich, daß sie verhindern, Lösungen zu finden, die den Interessen derer gerecht werden, für die Schule da ist, mögen es Sitzenbleiber oder Erstkläßler sein?

Wenn man die Chancen der Umsetzung der Idee realistisch einschätzt, wird man nicht sehr optimistisch sein können. Die Beharrungskräfte derjenigen, die zwar für die Schüler sprechen, in erster Linie aber ihre Verbandsinteressen vertreten, erweisen sich stets als extrem stark. Es geht in der Regel nicht darum, was für die der Schule Anvertrauten am besten ist, sondern ob eine bessere Besoldung oder eine Verkürzung der Arbeitszeit durchgesetzt werden kann. Ein solches gewerkschaftliches Denken überdeckt das, worum es gehen sollte: eine gute Ausbildung, das Wohl der Kinder, aber auch das Erlernen von Regeln und das Respektieren von Grenzen. In gewisser Weise gehört auch das Sitzenbleiben, als ein in Aussicht stehendes Übel oder als Sanktion, dazu.

GEW entschuldigt sich

Lehrergewerkschaft wurde vom neuen Deutschlandgefühl überrumpelt

Von HANS HECKEL

Hilflos und verwirrt bemüht sich der Bundesvorsitzende der „Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft“ (GEW), Ulrich Thöne, um Schadensbegrenzung: „Ich habe mich da überhaupt nicht drauf eingestellt“, stammelte er im „Deutschlandradio“. Mitten in die nationale Euphorie hinein wollte die Lehrergewerkschaft ein 16 Jahre altes Pamphlet gegen das Deutschlandlied neu verbreiten (*PAZ* Nr. 25) und erntete nichts als Unverständnis, heftigen Protest, Hohn und Spott.

GEW-Chef Thöne war baff: „Das, was wir davon erwartet haben“, sei nicht nur nicht eingetreten, sondern genau das Gegenteil. Selbst die PDS-Politikerin Petra Pau spricht von einer „Lachnummer“, Grünen-Ikone Daniel Cohn-Bendith hätte nicht einmal etwas dagegen, wenn im Stadion „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen würde, und Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) spricht vom „größten Blödsinn“, den er je gehört habe von „linken Besserwissern“.

Im eigenen Internet-Forum der GEW schimpfen Diskutanten von „Bockmist“, ein GEW-Angehöriger kündigt gar öffentlich seine 20jährige Mitgliedschaft.

Ulrich Thöne räumt derweil zerknirscht ein, daß die Zeit über ihn hinweggegangen ist: Es sei „offensichtlich die Fehleinschätzung“ gewesen „zu glauben, daß das, was 1990 möglich war“, nämlich das Deutschlandlied öffentlich in Frage zu stellen, auch heute noch möglich sei. Bei der deutschen Öffentlichkeit und insbesondere den in Bedrängnis geratenen GEW-Mitgliedern hat sich der Gewerkschaftschef entschuldigt.

Gelernt hat er nichts. Dem „Deutschlandradio“ sagte er: „Die Frage, die jetzt eigentlich ansteht, ist doch die, wie kann man das, was sich jetzt friedlich, freundlich, zukunftsoffen weltoffen äußert, wie kann man das in ein gemeinsames neues Gefühl kleiden und dementsprechende Formen und Rituale entwickeln.“

Die „Formen und Rituale“ werden längst jeden Tag geübt und gelebt, ohne daß es dazu irgendwelcher GEW-Symposien bedurft hätte. Thöne kommt mindestens zu spät. Wäre er rechtzeitig gekommen, hätte er den Deutschen vermutlich „kritisch hinterfragende“ „Rituale“ angedient, die wegen ihrer seelischen Verkrampftheit und ideologischen, vom „Nie-wieder-Deutschland“-Virus infizierten Überladung völlig unlebbar, freudlos und blutleer geblieben wären – aufgesetzte, „politisch korrekte“ Pflichtverrenkungen statt der ehrlichen, völkerverbindenden, weil patriotischen Freude.

Der GEW-Flopp erscheint wie das Raunen aus einer endlich überwundenen, grauen Zeit. Vorbei! Ein Grund mehr für die Deutschen, wieder optimistischer in ihre Zukunft zu blicken.

Englisch vorn

Fremdsprachenunterricht in Deutschland

Alle reden von Globalisierung, doch inwieweit werden deutsche Schüler darauf vorbereitet? In Sachen Fremdsprachenkompetenz zumindest wachsen fast alle Kinder und Jugendlichen mit der englischen Sprache auf. Ob Haupt-, Realschule oder Gymnasium; fast alle Schüler haben Englischunterricht, wenn auch – je nach Schulart – auf verschiedenem Niveau.

Zwar ist Englisch inzwischen zur Weltsprache avanciert, doch andere Länder sind in Sachen Fremdsprachenunterricht keineswegs so konsequent wie Deutschland. Eine zweite Fremdsprache kann Deutschland einen Wettbewerbsvorteil verschaffen. Hier wird allerdings in erster Linie Französisch gelehrt, obwohl beispielsweise Spanisch für den Handel mit fast allen Staaten Lateinamerikas sinnvoller wäre. Doch die Berufsschulen schaffen Abhilfe, wo Französisch und Spanisch als zweite Fremdsprache gleichermaßen beliebt ist.

An den Universitäten entscheiden sich knapp 5 Prozent aller Studenten für das Fremdsprachenstudium. Doch auch hier liegt Englisch ganz vorne, da die Hälfte der Hochschüler die Sprache wählt. Es folgten im Wintersemester 2004 / 2005 Französisch (6 929 Studenten), Spanisch (3 984), Japanisch (3 012), Latein (2 509), Chinesisch (2 362) Italienisch (1 817) und Russisch (1 327). Hieraus läßt sich schon ersehen, daß manche ihr Studienfach nach Neigung, andere nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten aussuchen. *Bel*

Von magischer Leuchtkraft

Bei einem Besuch in Seebüll kann man neben den Werken Emil Noldes auch seinen wunderbaren Garten bestaunen

Von ANNE BAHRS

In diesem Jahr jährte sich zum 50. Mal der Todestag des Schleswig-Holsteiners Emil Hansen, der sich als Kunstmaler Emil Nolde nannte und dem deutschen Expressionismus Weltgeltung verschaffte. Während der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts ließ sich dieser Künstler ein Wohn- und Atelierhaus in Seebüll bei Neukirchen nahe der Grenze zu Dänemark bauen und nach eigenen Plänen einen Garten anlegen, dessen Blumen ihn vielfach zu eindrucksvollen Gemälden anregten. Immer noch finden im Nolde-Haus, seit Anfang 2006 „Nolde Stiftung Seebüll“ genannt, bedeutende Ausstellungen statt, und die sommerliche Blütenpracht im bemerkenswerten Garten unter dem hohen Himmel zwischen Nord- und Ostsee wird auch in diesem Jahr wieder gebührend bewundert werden.

Gräben, die man hurtig überspringen könnte, darin glasklares Wasser, das durch den Marschboden in kleinen Wellen zur See hinflutet, der Blickrichtung entsprechend golden gesprenkelt oder silbrig blinkend, säumen die saftig-grünen Wiesen und den gelben, kiesbestreuten Weg. Vorbei an dem schmucken nordfriesischen Gehöft zur Rechten, vor dem sich die schwarzweiß-gefleckten Kühe zur Vormittagszeit wiederkäuend gelagert haben und die vielen Besucher beäugen, folgen wir dem Schild „Zur Stiftung Ada und Emil Nolde – Eingang durch den Garten“.

Also dieses ist der Hof, zum kleinen Dorf Nolde gehörend, nach dem sich des Bauern Hansens dritter Sohn seinen Künstlernamen gab. Er hat bei dem Flensburger Möbelfabrikanten das Schnitzen und Gestalten gelernt, nach der Lehre Ornamente entworfen für eine Firma in St. Gallen, war dort auch lehrend tätig und hat an verschiedenen Universitäten, darunter München und Paris, studiert, bis er enttäuscht in seine Heimat zurückkehrte. Was seine Lehrer verlangten, das wollte er so nicht malen, was er selbst wollte, das konnte er nicht, bis er seinen eigenen Stil gefunden hatte.

Nach dem Studium kehrte er enttäuscht zurück

Nolde heiratete 1902 die dänische Schauspielerin Ada Vilstrup. Der Künstler überlebte seine Frau um zehn Jahre. Er starb hier in Seebüll, 90jährig, nur 20 Meter von seinem Elternhaus entfernt.



Blütenpracht: Vor dem ehemaligen Atelier- und Wohnhaus Noldes Foto: Nolde Stiftung Seebüll © Helmut Kunde, Kiel

Die Bäume und schützenden Hecken sind groß geworden. Wohltuenden Schatten spenden sie an diesem herrlichen Sommertag. Uns nimmt nun aber die Kühle des Hauses auf. Farborgien in verschwenderischer Fülle vermitteln die vielen Bilder, die hier gehütet und ausgestellt werden. Die „Frau im frühlinglichen Garten“ begrüßt uns als erstes Motiv und überzeugt uns, mit welcher Zartheit und Grazie Emil Nolde seine Aussagen darstellen konnte. Aber wir dürfen in seinen Bildern auch das Pendeln des Meisters nacherleben, der von 1909 bis 1940 die Wintermonate in Berlin, die Sommer aber in Seebüll verbrachte. Die Großstadt liebte er nicht, aber er suchte die Welt des Theaters und des Kabaretts, studierte die Halbwelt und die Spelunken und malte, malte, malte ...

Gewaltige religiöse Bilder entstanden. Sie trugen ihm sehr viel Widerspruch namhafter Impressionisten und expressionistischer Künstler ein, zum Beispiel auch von Max Liebermann. Nun sind die vielen Bilder aus der Zeit in der Nolde Stiftung Seebüll zu bewundern. Staunend und fassungslos stehen die Betrachter heute davor, ehrfürchtig auch vor seinen Aquarellen aus der Zeit des Malverbots unter den Nationalsozialisten und vor den Blumenbildern mit ihrer magischen Leuchtkraft. Das Herz ist schwer vom Nacherleben, die Augen sind trunken vom Geschauten.

Der Garten lädt die Besucher ein. Von der Heckenlaube aus, einem Lieblingsplatz des Künstlers, sehen wir ihn mit des großen Meisters Augen von verschwenderischem Blau und Rot und Gelb und Weiß, umrahmt von beruhigendem Grün aller Schattierungen, in größter Klarheit.

„... die ganze weite Himmelswölbung über uns, mehr noch als den Halbkreis rundend. Denn seltsam ist es, wie sehr eine kleine Anhöhung in der flachen Ebene den Himmelsbogen vergrößert.“ Das schrieb Emil Nolde in seiner Biographie über den Blick von seiner Warft Seebüll.

Da verstummen alle Diskutierer. Das wollen die kleinen und die großen Experten gern bestätigen.

Das große „Danke!“ wird uns nach diesem Erlebnis noch lange begleiten.

Die Nolde Stiftung Seebüll ist von März bis Oktober von 10 bis 18 Uhr, im November von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

Meer, Strand und Himmel

Mitglieder des Künstlerbunds Mecklenburg-Vorpommern stellen ihre Arbeiten aus

Weiße Wolkenschiffe ziehen über einen strahlend blauen Himmel. Leise platschen die Wellen an den fast weißen Sandstrand. In der Ferne sieht man ein Schiff, das sich auf der Linie des Horizonts zu bewegen scheint. Kinder schreien mit den Möwen um die Wette. Es ist Sommer, ein herrliches Leben am Strand, weit der Himmel, weit das Meer. Ein Gefühl der Freiheit überwältigt den Erholungsuchenden geradezu. Und man muß kein Maler sein, um von dieser Landschaft fasziniert zu sein.

Die 15. landesweite Kunstschau des Künstlerbundes Mecklenburg-Vorpommern präsentiert derzeit im Kunsthaus Stade unter einem gemeinsamen Motto die Arbeiten mehrerer Künstlergenerationen, welche die Eigenständigkeit und Bedeutung dieser immer noch viel zu wenig beachteten Kunstlandschaft entlang der Ostsee sichtbar machen. Die Positionen von 37 Künstlern werden in einen kunsthistorischen und thematischen Zusammenhang gestellt: Meer, Strand und Himmel. Der Ausstellungstitel, der sich auf ein 1908 in Warnemünde entstandenes Gemälde von Edvard Munch bezieht, verweist auf eine tiefe Sehnsucht vieler Künstler der Moderne, die aus den traditionsreichen Kunstzentren nach Mecklenburg und Vorpommern kamen. Suchten noch manche Künstler Anfang des 20. Jahrhunderts Zuflucht vor „grauer Städte Mauern“, vor moralischer Engstirnigkeit und Pharisäertum, so strebten sie auch nach der Erfahrung unverstellter, unbegrenzter Natur, um neue künstlerische Möglichkeiten zu erproben. Ab 1933 aber verließen Künstler wie Otto Niemeyer-Holstein, Otto Manigk, Herbert Wegehaupt und viele andere die großen Städte aufgrund politischer Bevormundung und totalitärer Herrschaft. Mit ihrer künstlerischen und politischen Haltung waren sie Vorbilder für die folgenden Generationen.

15 Jahre nach der Gründung sind heute 285 Mitglieder im Künstlerbund Mecklenburg und Vorpommern organisiert. Neben den Inseln Rügen und Usedom sind es vor allem Orte wie Ahrenshoop oder Plüschow mit ihren Künstlerhäusern, wo die Künstler oft eine Atmosphäre des lebendigen Austausches finden, die es ihnen ermöglicht, neue künstlerische Wege zu gehen. Alle Genres gegenwärtiger Kunstproduktion – Malerei, Graphik, Skulptur, Installation sowie Fotografie, Computeranimation und Medienkunst – sind in dieser Ausstellung vertreten.

Eröffnet wird die Schau mit Malern auf Usedom wie Otto Niemeyer-Holstein, Otto Manigk, Herbert Wegehaupt, den Söhnen Oskar Manigk und Matthias Wegehaupt, dem zwischen Berlin und der Insel pendelnden Ernst Schroeder und Sabine Curio. Allen gemeinsam ist der nüchterne, unsentimentale Blick auf die Natur. Die Auseinandersetzung der Künstler mit der natürlichen und der künstlichen zweiten Natur reicht vom genauen, an den Erscheinungsformen der Landschaft geschulten Blick, wie ihn Hartwig Hamer, Annelise Hoge, die mit übermalten und doppelt belichteten Fotos an eine Reise nach Memel erinnert, und Susanne Pfeiffer kultivieren, über mediale Verfremdungen bei Andreas Barth, Udo Dettmann, Lutz Grünke, Udo Rathke, Thomas Sander und Mike Strauch sowie ironisch sarkastische Brechungen bei Matthias Kanter, Oskar Manigk und Klaus Walter bis hin zu poetischen Abstraktionen der Landschaft bei Sylvia Dallmann, Bernd Engler, Anne Sewcz, Mike Strauch, Iris und Reinhard Thürmer, Thomas Wageringel, Matthias Wegehaupt, Michael Wirkner, Miro Zahra, Tanja Zimmermann und Zwinger. Auf der Suche nach der Heimat beziehungsweise den Landschaften und Orten der Kindheit sind Sven Ochsenreither, Lucia Schoop, Barbara Tucholski und Günther Uekker. – Es sind meist düstere Arbeiten der jüngeren Künstler, Arbeiten, die so gar nicht an einen unbeschwerten Sommertag am Meer erinnern. – Schade. *pm/os*

Ernst Schroeder: Ostseelandschaft mit Fischernetzen (Öl, 1956 / 58) Foto: Pommersches Landesmuseum

Die Ausstellung „Meer, Strand und Himmel“ im Kunsthaus Stade, Wasser West 7, ist dienstags bis freitags von 10 bis 17 Uhr und am Wochenende von 10 bis 18 Uhr geöffnet, bis 27. August.

Europas Erbe

Eindrucksvolle Bildenzyklopädie

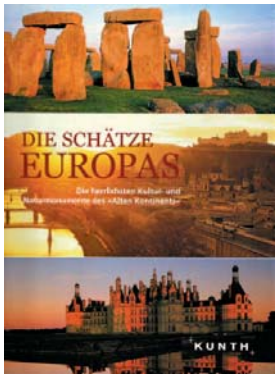
Europa, die Wiege der westlichen Zivilisation, besitzt aufgrund seiner Geschichte eine ungeheure Fülle an einzigartigen Kulturstätten. Und nicht weniger beeindruckend ist die Vielfalt einzigartiger Naturlandschaften und Naturdenkmäler. Seit 1972 verzeichnet die Unesco, die Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation, weltweit Kultur- und Naturdenkmäler, die von außergewöhnlicher Bedeutung sind und unter dem Schutz der „Internationalen Konvention für das Kultur- und Naturerbe der Menschheit“ stehen.

Welche Vielfalt die „alte Welt“ an diesen Stätten des Welterbes zu bieten hat, zeigt der Bildband „Die Schätze Europas“ aus dem Verlag Wolfgang Kunth, München. Er erläutert sämtliche von der Unesco bis zum Jahr 2005 in die Liste des Welterbes aufgenommenen Kultur- und Naturstätten in 46 verschiedenen Ländern Europas. Die Reihenfolge der einzelnen Beiträge wird im wesentlichen von der geographischen Lage bestimmt, und so beginnt die Lesereise hoch oben im Norden, in Island, und führt bis ins ferne Aserbaidschan. Kunstvolle Fels- und Höhlenmalereien der steinzeitlichen Jäger sowie grandiose Steinmonumente der Megalithkultur zeugen von der schöpferischen Leistung der frühen Menschen. Bauwerke der Kelten, Griechen, Römer und Byzantiner sind heute ebenso zu bestaunen wie die großen Kathedralen der Christenheit.

Über Renaissance, Barock und Klassizismus entwickelte sich die Moderne hin zu einer differenzierten postindustriellen Kulturlandschaft. Ausführlich werden die Entstehung dieser Monumente, ihre Geschichte und ihre weltweite Bedeutung beschrieben.

Europa verfügt aber auch über eine besondere Vielfalt an Naturlandschaften. Fjorde, dichte Wälder, Hoch- und Mittelgebirge, weite Ebenen und unterschiedliche Küstenlandschaften wie etwa die Kurische Nehrung, die trotz Industrialisierung und intensiver Landwirtschaft eine Heimstatt für eine Vielzahl von Wildtieren und Wildpflanzen geblieben sind.

Kompetente Kommentare ermöglichen dem Leser, den Zusammenhang zwischen geographischem, historischem und religiös-weltanschaulichem Hintergrund herzustellen. Zur besseren Orientierung sind alle Denkmäler auch auf einzelnen Karten verzeichnet. Über 1000 Farbfotos, darunter rund 500 großformatige, zwei ausklappbare Bildtafeln und viele Orientierungskarten machen „Die Schätze Europas“ zu einer eindrucksvollen Bildenzyklopädie über die herrlichsten Kultur- und Naturmonumente des „Alten Kontinents“. *EB*



***Die Schätze Europas. Die herrlichsten Kultur- und Naturmonumente des „Alten Kontinents“**, Verlag Wolfgang Kunth, München, 2006, 208 Seiten mit über 1000 Farbfotos, gebunden, 19,90 Euro, PMD Bestell-Nr. 5488*

Die zerplatzten Träume der Lea Rosh

Betr.: „Mit Lea Rosh ins Abseits" (Nr. 23)

Harald Fourier schreibt in seinem Beitrag, daß Frau Rosh und Herr Giordano, zwei Schaumschläger in Sachen National-Sozialismus, die Verhüllung von Arno Brekers Monumentalskulpturen am Berliner Olympiastadion fordern, weil dieser begnadete und von der ganzen Welt als hochqualifiziert anerkannte Bildhauer Hitlers Lieblingskünstler gewesen sei. Diese beiden Schaumschläger haben auch die Zeichen der Zeit verschlafen. Sie haben nicht mitbekommen, daß eine neue Generation herangewachsen ist, die sich einen Dreck um solche Argumente kümmert. Gerade in Berlin lachen die meisten Jugendlichen, die zu Hitler und seiner Zeit keinerlei Beziehungen haben, über solch Ewiggestrigen. Hier ist auch die instrumentalisierte Auschwitzkeule wirkungslos, wenn die Mehrheit der Jugend einen Migrationshintergrund hat. Und warten wir noch ein paar Jahre, dann wird diese Jugend herangereift sein und in den Parlamenten sitzen und kein Geld mehr bewilligen, um den Lebenstraum von Frau Rosh, das große Denkmal, zu unterhalten und vor dem Verfall zu retten. Diese respektlose neue Generation wird dann das wohl wertvollste Grundstück in Deutschlands Hauptstadt für eigene Interessen nutzen und nicht zur Erinnerung an Taten der früher dort lebenden Bevölkerung. Wir sollten den Mut haben, der Wahrheit ins Auge zu sehen.

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Zwangsjacke der »political correctness«

Betr.: „Deutsche trauen dem Staat nicht" (Nr. 23)

Wie sollten sie auch! Die heutige deutsche Gesellschaft hat den Bürgern vermittelt, daß nur auf die Familie und die engsten Freunde Verlaß ist. Auf die Politik schon gar nicht, auf die Medien begrenzt. Hinterfragen ist bei beiden immer angebracht.

Viele Bürger gehen nicht mehr zur Wahl, andere wählen das kleinere Übel, wobei die Betonung auf Übel zu liegen scheint. Freie Meinung, die Vertrauen schafft, ist in die Zwangsjacke einer sogenannten „political correctness" gesperrt. Was man denkt, äußert man nur in der Familie oder unter engen Freunden.

Die Mißachtung der eigenen Nation bestimmt das politische Handeln. Und auch sie schafft kein Vertrauen. Wer will denn schon Glied eines Volkes sein, das vergangene Sünden vor sich herträgt, das eigene Haupt immer neu mit Asche bestreut und dabei ist, seine Hauptstadt in eine Gedenkstätte für die Opfer der richtigen Seite umzugestalten? Und es mag ja auch noch Deutsche geben, die wissen, daß die deutsche Geschichte nicht nur aus dem Holocaust besteht und daß es im Zweiten Weltkrieg auch sehr viele unschuldige Opfer der falschen Seite gegeben hat und letztendlich der Zweite Weltkrieg viele Väter hatte.

Woher soll Vertrauen zu dem Staat kommen, der dabei ist, zu vergessen, daß er ein deutscher ist?

Karl-Gustav Bracht, Ravensburg

Identitätsfindung

Betr.: „Punks in Schwarzrotgold" (Nr. 24)

Gewiß, die unzähligen schwarzrotgoldenen Fähnchen an den Autos und der daraus resultierende wiedererlangte Patriotismus sind gewöhnungsbedürftig. War es den Deutschen doch bislang aus Gründen der „political correctness" der 68er verwehrt, sich zu Deutschland zu bekennen, geschweige denn stolz auf ihr Land sein zu dürfen. Andererseits zeigt dieses positive, ungezwungene Nationalgefühl während der letzten WM-Tage, wie unglaublich groß der Nachholbedarf hierzulande in Sachen „Identitätsfindung" ist. Erfreulich, daß der Großteil der Deutschen die Losung „Nur wer sich selbst liebt, kann auch andere lieben" verinnerlicht hat – im Gegensatz zu den ewiggestrigen, Deutschland hassenden Linken wie Ströbele, Grass und den Funktionären der Lehrergewerkschaft GEW, die in ihrer ideologischen Verbohrtheit dieses Axiom und das unverkrampfte Bekenntnis zum Vaterland scheinbar nie begreifen werden!

Stefan Herre, Bergisch Gladbach



Gesundheitsreform: Viele Versicherte machen sich Gedanken über ihre bestmöglichste Versorgung im Krankheitsfall. Foto: AOK-BV

Mütter brauchen Achtung

Betr.: „Kein Dank zum Muttertag" (Nr. 19)

Natürlich sind die Gedankengänge darin gut und richtig – und in ihrer Problematik nur zu gut bekannt; alles „Flickwerk" der staatlichen kurzzeitigen Zuwendungen geriet zur Farce.

Der lange und breite Artikel, von einem Mann geschrieben, bietet aber keine wirklich neue Alternative zu den wahren Befindlichkeiten der Frau beziehungsweise der Mütter.

In einem Brief an Bundeskanzlerin Angela Merkel habe ich mich diesem Problem gestellt und eine völlig neue Möglichkeit der tatsächlichen Gleichstellung der Frauen in ihrer Funktion als Mutter gegenüber den Männern vorgestellt:

Mit der Geburt des ersten Kindes müßten Frauen eine spezielle Lohnsteuerkarte erhalten (Anhebung bei jedem weiteren Kind), die auch automatisch eine andere – höhere – Bewertung ihrer eigenen Rentenanwartschaft zur Folge hat und die selbstverständlich auch in den Zeiten bei eventueller Rückkehr in die Berufswelt greift!

Würden Frauen so „ausgezeichnet", würden Sie sich auch um den Status „Mutter" bemühen!

Denn Mutter bleibt man ein Leben lang, es endet nicht beim selbst verdienenden Kind!

Zuwendung, Sorge und Liebe reichen bis weit über die Enkel hinaus und Mütter geben den Kindern das Rüstzeug für solidarisches Verhalten, denn sie leben ihnen Pflicht, Verantwortung, Disziplin sowie Zurücknehmen der eigenen Wünsche vor.

Das alles kann den Kindern keine Tagesstätte oder Ganztagsschule geben, wie es Politiker immer gern behaupten.

Das frühzeitige „Abschieben" dahin leistet dem Egoismus Vorschub – und / oder der staatlichen Einmischung.

Sind die Erfahrungen mit dem DDR-Regime nach nur 16 Jahren bereits schon vergessen? Was ist los mit unserer Gesellschaft? Möchten wir unsere Kinder nicht selbst erziehen und – lieben?

Mütter brauchen keine kurzzeitigen Almosen, sie brauchen Achtung – und Absicherung im Alter, die der der Männer entspricht!

Astrid von Günther, Reinhardshagen

Ausverkauf der Sozialsysteme

Betr.: „Götterdämmerung in Weiß" (Nr. 21)

Dieser Tage aus dem Urlaub zurückgekehrt fand ich Ihren Artikel „Götterdämmerung in Weiß", auf den ich antworten muß.

Seit Jahrzehnten lese ich Ihr Blatt, ein so schwacher Artikel ist mir noch nicht unterlaufen: stark subjektiv gefärbt, sachlich nicht korrekt und auf populistische Art nicht Ihrer Zeitung würdig.

Schon die diskriminierende Bezeichnung „Halbgötter in Weiß" – sie stammt aus einer „Stern"-Nummer aus den 70er Jahren – ist eine Demagogie.

Die Umwandlung unseres einstmals freiheitlichen sozialen Rechtsstaates in eine Umverteilungsdiktatur interessiert offensichtlich niemanden. Globalisierung bedeutet auch stets ein Verlust an kontrollierter Demokratie; die sogenannte Europäische Verfassung ist ein klassisches Beispiel hierfür.

Die Krise der Kontrolle der Legitimität ist nicht zu übersehen.

Die Umwandlung unseres Gesundheitssystems in eine staatliche Versorgungsinstitution, ebenso das Schicksal der Rentenversicherung etc. zeigt den Ausverkauf der Sozialsysteme durch Politiker, die ungestraft weiterwursteln. Trotz vielfacher „Reformen" im Gesundheitswesen ist dieses wieder in Zahlungsschwierigkeiten. Jetzt sollen die privaten Krankenversicherungen bestohlen werden unter dem Rubrum der Solidarität! Als nächstes folgen zwangsläufig die privaten Altersversorgungswerke.

In dieser chaotischen Entwicklung stehen vordergründig die Interessenwahrnehmungen ausgebeuteter, überarbeiteter, schlecht bezahlter Ärzte an den Kliniken.

Und vorerst nur um diese geht es: Ich empfinde es als unzutreffend und polemisch hier den betroffenen Ärzten eine Ausbeutungsmentalität gegenüber den Patienten zu unterstellen. „Wenn landesweit kranken Menschen ärztliche Hilfe verweigert wird, ... Dann ist das mehr als nur ein Verstoß gegen den Eid des Hippokrates." „Da werden kranke Menschen quasi in Geiselhaft genommen ..." Diese Polemik werde ich nicht beantworten, sie ist unsinnig. „... durch die Sturheit der Fronten ..." das gehört nun einmal zum Lohnkampf; sture Politiker und Gewerkschaftler werden ob ihrer „Standfestigkeit" belobigt und befördert!

Sie vergessen nicht zu erwähnen, „... daß es andere akademische Bereiche gibt, in denen ... noch schlechter bezahlt werden als die Assistenzärzte an den Kliniken." Das ist reine Neid-Polemik, im derzeitigen Arbeitskampf geht es um die schlecht bezahlten und überforderten Ärzte an Universitätskliniken und sonstigen kommunalen Kliniken! Insbesondere bei den unteren Dienstchargen!

Dr. Hans Gießwein, Bobenheim-Roxheim

Na toll, dann erfindet mal weiter alte Räder neu!

Betr.: „Bittere Pille" (Nr. 24)

Zum Thema „Gesundheitswesen" habe ich – bis jetzt eben – noch keinen Leserbrief entdeckt. Warum wohl? Wahrscheinlich doch wegen allgemeiner Ratlosigkeit. Und ich muß Ihnen als Arzt und früheres Vorstandsmitglied einer der fälschlicherweise immer angefeindeten KV-en (Kassenärztlichen Vereinigung) gestehen, daß auch ich ratlos bin. Allerdings war das nicht immer so. Wir Ärzte, die die Materie nun halt mal besser kennen als Kurzzeitminister, haben jahrzehntelang Ratschläge abgeben wollen, die praktisch nie angenommen worden sind. Das ging los mit den Aktivitäten der Ärztekammern, die die Schulabgänger darauf hinwiesen, daß eine Ärzteschwemme drohe. Das wurde als Lobbyismus zum Schutz der „raffgierigen, bereits ansässigen Doktors" abqualifiziert. Als es dann soweit war, wußte die Politik mitsamt ihren Statistik-Behörden, die uns hätten recht geben können, keinen Rat. Mittlerweile hat sich die „Schwemme" in Richtung Ausland aufgelöst, und ich, wäre ich jung, würde auch nicht hierbleiben, müßte ich unter diesem Politik-, Kassen- und Bürokratie-Joch arbeiten.

Ferner: Es gab eine Niederlassungssperre, aber so ungeschickt, daß es zu Panik-Niederlassungen kam, mit dem jetzt kritisierten Ergebnis, daß die Ärzte in Deutschland falsch verteilt sind. Wir hatten davor gewarnt. Soll ich noch mehr kontraproduktive Beispiele anführen? Der Leserbrief würde zu lang. Aber eines muß noch erwähnt werden. Unter anderem hatte ich unter Hinweis darauf, daß gesetzliche Krankenkassen solidarische Kassen seien, vorgeschlagen, Unsolidarisches privat zu versichern: Wenn sich jemand eine teure Reise in Hochrisiko-Gegenden, wie zum Beispiel den Amazonas, ins Herz Afrikas oder Asiens leisten kann, kann es nicht soziale Kälte sein, wenn er seine „teuren" Krankheiten zum Beispiel der AOK erspart. Das wären keine „peanuts", denn allein berufsgenossenschaftlich versicherte Unfälle im Ausland zählen um 50 000 pro Jahr. Wieviel mehr Touristen gibt es! Ähnliches ist hinsichtlich von Gefahrensportarten, wie Tauchen, Skifahren, Drachenfliegen etc. vorgeschlagen worden. Und schließlich: Wer alte Eltern hatte, wird heutzutage wahrscheinlich noch älter, braucht dann aber eher mal ein Organ, das transplantiert wird. Eine teure Maßnahme!

Was spricht dagegen, daß man sich ab 20 Jahren billig oder ab zum Beispiel 50 Jahren teurer gegen die Kosten einer Organtransplantation absichert? Hier höre ich auf, obwohl es weitaus mehr Vorschläge gab. Schließlich ist das Problem, daß der stetige, aber teurer werdende Fortschritt, um den wir dankbar sein müssen, bei sinkenden Kasseneinnahmen (Arbeitslosigkeit, Rentner, Demographie) selbst bei vernünftigst arbeitenden Politikern nicht so simpel finanziert werden kann. Wenn aber, und jetzt muß ich einfach mal polemisch werden, Großsprecher wie Blüm mit seinem (Originalton!) „Jahrhundertwerk", das sich dann als Flop herausstellte, oder Frau Fischer (Grüne) mit ihrer Kommunikationsblockade gegenüber Ärzten oder ähnliche Personen, deren Namen ich höflicherweise jetzt doch nicht nenne, entweder weghören oder das Rad (unser Rad!) nach Jahren bis Jahrzehnten Verspätung neu erfinden, dann können Attacken auf „Reiche", die unser Land ohnehin schon verlassen haben, oder Attacken auf die Privatkrankenkassen oder ähnlicher sozialdemokratisch angehauchter Unsinn auch nicht mehr helfen. Das Ergebnis ist die derzeitige Ratlosigkeit, die in Kürze wieder mal übertüncht werden wird. O-Ton eines BW-Kassenfunktionärs: „Wir brauchen die KV-en nicht mehr".

Na toll, dann erfindet mal weiter alte Räder neu! Die durchaus berechtigten Ärztestreiks, an deren Ablauf zweifellos auch Kritik anzubringen war, und die Praxisschließungen zeigen aber, daß der bisher geübten Obrigkeitswillkür Grenzen gesetzt werden.

Dr. Hans-Wolfgang Pollack, Schramberg

Wo ist der deutsche Patriotismus geblieben?

Betr.: „Am Nasenring vorgeführt" (Nr. 24)

Nach dem „Versailler Vertrag" zahlt die BRDDR heute noch an die EU für Wiedergutmachungsschäden des Ersten Weltkriegs im letzten Jahrhundert. Zweimal sind wir als Verursacher beider Kriege verantwortlich gemacht worden. Wo ist der deutsche Patriotismus geblieben? Schurken haben bekanntlich keine Zukunft. Wir sind und bleiben die Mitte Europas. Alles was davon übriggeblieben ist, ist die heutige BRDDR. Dazu stelle ich Ihnen unsere neue Hymne nach unserer Umerziehung vor:

Wohlstand, Wohlstand über alles,
über alles in der Welt.
Danach laßt uns eifrig streben,
unser Image ist das Geld.

Autos, Aktien, Immobilien
sind des Glückes Unterpfand.
Und kommt man uns ideologisch
– ist uns jeder Zweifel fremd.

Alles, alles was gewesen
war ja nur ein großer Dreck.
Deutsches Volk Du sollst genesen.
Vormals Walter heute Trittin nehmen Dir den richtgen Schritt.

Grass und Böll und Bloch und
Brecht, Heiner Müller, Jelinek,
zeigen der Menschheit was gerecht. Und in nicht zu fernen Tagen wird man mit Marlene fragen:
wo sind sie geblieben?

Nie mehr soll vom deutschen Wesen künden auch nur eine Zeile von
Ruhm, Mut und Tapferkeit und
Ehre unserer Vorfahren eingedenk.

Was wir waren, was wir sind und
in Zukunft bleiben werden
steht geschrieben in Verträgen
Maastricht, Jalta, Potsdam, „2 plus 4" und Versailles.

Gäste sind uns stets willkommen
und wir integrieren sie,
denn nach Roman Herzogs Worten ist ein deutscher Paß ja nur
ein Stück Papier.

Unsere Hauptstadt ziert ein Denkmal uns zur Schande immerdar.
Jedoch zu Ehren von Jehova, der
sein Volk errettet hat.

Uns zur Mahnung und Besinnung
bleibt ein Wort von unsrem letzten Kaiser.
Ahnungsvoll, in hoheitlicher
Weisheit hinterließ er uns: „Das
macht uns keiner nach" (Hauptmann von Köpenick).

Lieselotte Holzmüller, Hamburg

Fehlerteufel

Betr.: Druckfehler-Potpourri

Wer Schweinefleisch „ist", der badet auch im „Blätterteich" vor der Kirche von „Pogethen"!

Gisela Hill-Bradder, Berlin

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Ausstellung verfolgt andere Ziele

Betr.: „Gebügelte Geschichte“ (Nr. 16)

Der Rückblick von Sverre Gutschmidt zur Ausstellung „Flucht, Vertreibung und Integration“ in Bonn hat mich derartig erschüttert und traurig gemacht, daß ich nun doch dazu meine Meinung sagen und mir den Frust von der Seele schreiben muß.

Wer alles in der Welt besitzt nun nach über 60 Jahren die Dreistigkeit – nachdem in ähnlicher Form die unselige „Wehrmachtsausstellung“, die so viel Verlogenes verbreitete –, das einmalige Verbrechen an der geschundenen und gedemütigten ostdeutschen Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien sowie Sudetendeutschen durch Deutschland tingeln zu lassen?

Die Masse der 13 Millionen Geflohenen und Vertriebenen wird sich am allerwenigsten an dieses grauenvolle, erniedrigende Verbrechen unserer damaligen Kriegsgegner erinnern wollen!

Zwangsläufig fragt man sich, wer gibt in einer Zeit, in der unser Deutschland 1,5 Billionen Euro Schulden und fünf Millionen Arbeitslose hat, sein Geld für eine Ausstellung, die offensichtlich ganz andere Hintergründe verfolgt als das Leiden der 13 Millionen Vertriebenen, aus?

Die „Macher“ dieser Ausstellung verfolgen doch ein ganz anderes Ziel! So ganz am Rande besitzen die „Herrschaften“ um ihren Projektleiter die Hinterhältigkeit, das grauenvolle Sterben der zwei Millionen Toten der Flucht anzuzweifeln! Und versteigen sich zu der Aussage, die Deutschen seien aus Polen „ausgewiesen“.

Der Bundesvorsitzende der „Ostpreußischen Jugend“, der dann artig von einer „handwerklich ordentlichen“ aber von „gebügelter Geschichte“ spricht, wollte wohl nicht verletzend sein.

Erich Stamer, Wentorf

„Junkerland in Bauernhand“: Das Schloß Genshagen, in dem das Bundeskabinett im Januar tagte, wurde zu DDR-Zeiten im Rahmen der Enteignungen seinem Besitzer genommen. Foto: action-press

Kaum Resonanz

Betr.: „Einheitsfront gegen die Opfer“ (Nr. 22)

Karl Feldmeyer sei herzlich gedankt für seine so überaus klare Darstellung der Enteignungshintergründe nach der Wiedervereinigung für ja „nur“ über Hunderttausende von betroffenen deutschen Bürgern. Unabhängig davon, daß diese unglaubliche Rechtsbeugung unserer staatspolitischen Kultur schwersten Schaden zugefügt hat, wurde damit das Vertrauen in den deutschen Rechtsstaat schwer beeinträchtigt. Die Tatsachen, daß hierbei bestimmte deutsche Politiker gemeinsam mit unserem höchsten Gericht dafür Verantwortung tragen, hat in der Tat nur einen kleinen Teil der sogenannten „Junker“ betroffen, sondern in der Hauptsache den so überaus wichtigen Mittelstand und die Bauern.

Für mich ist beschämend, daß diese Hintergehung kaum Resonanz in unserem Volke gefunden hat.

Karl-Gottfried Vierkorn, Stephanskirchen

Nur Macht zählt

Betr.: „Nicht so wichtig“ (Nr. 23)

Den Wochenrückblick lasse ich nie aus; ich schätze ihn wie ihre ganze Zeitung.

Heckel beschäftigt sich dieses Mal mit der Rolle der Ministerpräsidenten der Länder, soweit sie der Union angehören. Hin und wieder hört man sie bellen. Hat man erfaßt, was der Grund ihres Bellens gewesen sein könnte, sind sie längst wieder verstummt. Denkbar, daß sie ihrer Chefin aus der Hand fressen und nur Laut geben, wenn die Chefin nicht so genau hinschaut. Konrad Adam schrieb in der „Welt“, daß sich die beiden Parteien der Koalition nur darin unterscheiden, daß Angela Merkel die Macht behalten und Kurt Beck sie gewinnen will. Wir Bürger bedeuten beiden nichts.

Ziehen wir die Ministerpräsidenten der Länder in diese Beurteilung ein, dann fällt sie nicht anders aus. Nur die eigene Macht ist von Interesse. Nun haben die Landesfürsten erfahren, daß ihnen Frau Merkel vorübergehendes Bellen erlaubt. Und das dient dann hin und wieder unserer Unterhaltung.

Bodo Allemann, Kiel

Enteignet, beschimpft und verleugnet – Gerechtigkeit gilt nicht für alle

Betr.: „Einheitsfront gegen die Opfer“ (Nr. 22)

Wenn Sie sich als Mitglied der ehemals führenden Elite des Staates, des Adels oder des Großgrundbesitzes im Osten, nicht inzwischen erfolgreich in der nun herrschenden Hierarchie – den sogenannten etablierten Strukturen – eingeordnet und Rang und Pöstchen erworben haben, so wird man Sie in unserem sogenannten Rechtsstaat immer noch „auf dem Kieker“ haben. Wie das kommt? 17 Millionen Deutsche lebten über vier Jahrzehnte in der DDR. Dort wurden sie zeitgleich mit der entsprechenden Ideologie, „Junkerland in Bauernhand“, erzogen. Die Ihnen eingehämmerte Ideologie ist bei vielen von ihnen noch äußerst lebendig und äußert sich in Wahlergebnissen für die Nachfolgepartei der früheren SED und jetzigen PDS. Somit sind die rudimentären Überbleibsel eines widerlichen Staatssystems immer noch existent und damit anwendungsfähig, zumindest gegenüber einer Gesellschaftsgruppe, die als Ergebnis politischer Umwälzungen in Deutschland unbeliebt ist. Es sind dies der Adel sowie die ehemaligen Großgrundbesitzer.

Deswegen soll ihnen auch kein Recht geschehen hinsichtlich der Enteignungen. Folgendes ereignete sich: Nach endgültiger entschädigungsloser Enteignung des Besitzes, des Schlosses und des Gutes Genshagen der von Ebersteins bei Berlin, 20 Kilometer Luftlinie vom Potsdamer Platz entfernt (diese Zeitung berichtete ausführlich am 20. Januar über Schloß und Gut Genshagen), und Inbesitznahme des Schlosses durch das „Berlin-Brandenburgische Institut“ (Bbi) wurde von diesem, teils durch Rundschreiben, teils über das Internet, behauptet, um die Bösewichter, die Junker zu markieren: „Leberecht von Eberstein (L. v. E.) tritt am 1. April 1936 in die NSDAP ein. Sein Vater Max trat bereits 1932 in die Partei ein.“ Weiter: „1940 verkauft Leberecht von Eberstein im Interesse der Landesverteidigung einen Teil seines Gutsbesitzes an das Reich.“

Es wird also fabriziert und terminiert: Erst (1936) tritt L. v. E. in die Partei ein und dann, später, 1940, unterstützt er das Reich für die Kriegsproduktion. Welch Bösewicht! Gut, daß er enteignet wurde.

Tatsache ist, daß 1935 ein Fünftel des Gutes Genshagen durch die Nazis enteignet wurde, um in Ludwigsfelde das damalige Daimler-Benz Flugmotorenwerk zu bauen. Nach dieser Enteignung wurde der Druck der Nazis auf L. v. E., der Partei beizutreten, unter Hinweis auf weitere Enteignungsmöglichkeiten, so groß, daß er diesem Druck aus familiären Gründen im April 1936 nachgab. Der Vater von Leberecht v. E., Max von Eberstein, kann nie der Partei der Nazis beigetreten sein. Bereits 1889, vier Monate und fünf Tage nach Hitlers Geburt, starb Leberechts Vater wie man auf dem Familiengrab hätte feststellen können.

Anläßlich der Beisetzung der Urne der Baronin Rauthgundis von Eberstein (R. v. E.) im Mai 2002 schrieb die „Märkische Zeitung“ nach Kenntnisnahme der Todesanzeige, in der die Kinder ihrer Mutter rückblickend für alles danken, was sie für sie tat, unter anderem das endlose Anstehen im Krieg für Nahrungsmittel: „Dies dürfte aber wohl eine Legende sein, denn eine Gutsherrin des größten Anwesens des damaligen Großkreises Teltow war wohl im gesamten Zweiten Weltkrieg nicht in solche Versorgungsschwierigkeiten geraten.“ Und weiter: „Dabei fühlt man sich im Hause Eberstein und auch unter den Nachfahren mit bürgerlichem Familiennamen schuldlos ob der Vorwürfe, daß der Landbesitz einst durch Bauernlegen oder Raubzüge erworben worden war.“

Diese Sticheleien und Lügen dokumentieren genau, woher der Wind weht. Es ist die alte Rechtfertigung für „Junkerland in Bauernhand“. Dies lebt in großen Teilen unseres Volkes weiter und ist letztendlich der Ausdruck des Neids, der durch den Kommunismus bis heute fortlebt.

Als Ende Januar 2006 die deutsche Regierung im enteigneten Schloß der von Ebersteins in Genshagen die künftige Innenpolitik festlegte, war Herr Müntefering, der Heuschreckenbändiger, vor dem Schloß, umringt von Journalisten, zu erkennen. Mit einer großartigen weit ausholenden Geste seines linken Armes wies er auf das Schloß hinter ihm und meinte in der üblichen aber passenden Gehässigkeit seiner Enteignungs- und Berufskollegen: „Dies waren früher die Einfamilienhäuschen der Herrschenden.“

Von den Anwesenden hatte niemand die Kraft oder den Willen, Herrn Müntefering darauf aufmerksam zu machen, daß es früher auch noch richtige Großfamilien gab.

Bei den derzeitigen klassenkämpferischen Aktivitäten unbelehrbarer Umverteilungsaktivisten hat die kleine Gesellschaftsgruppe der „Enteigneten und Entrechteten“, die „Bodenreformopfer“, nach meinem Dafürhalten schlechte Karten für Wiedergutmachung. Unsere Gruppe der Betroffenen ist zu klein. Die Lobby zu unauffällig. Man mag uns nicht!

So wird nicht nur die DDR noch lange unter uns weiterleben, sondern auch der stets virulente Bazillus der Umverteilung, der Gleichmacherei, des Kommunismus, der Abschaffung des Leistungssystems zugunsten des allgegenwärtigen unsozialen Sozialstaates, der sich immer nur vergrößert und laufend kassiert und umverteilt.

Hartmut Bachmann, Hamburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5742**

»Ich habe Hitler nie ein >Faszinosum< genannt«

Betr.: „Am Nasenring vorgeführt“ (Nr. 24)

„Vielen Dank für den interessanten Artikel in der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* zum sogenannten Historikerstreit. Was die Anmerkungen zu meiner Person anbetrifft, bin ich insofern unzufrieden, als auch sie mir unterstellen, ich hätte „Hitler ein Faszinosum“ genannt.

Das ist die Behauptung aller, die meine damalige Rede weder gehört noch gelesen haben. Unwahr ist auch, daß ich zum Rücktritt gezwungen wurde. Ich habe am Tag nach der Rede ohne Rücksprache mit jemand freiwillig meinen Rücktritt verkündet. Mein Gesicht zu erhalten war mir wichtiger als das Amt.

Dr. Philipp Jenninger, Bundestagspräsident a.D.

Anmerkung der Redaktion: Die angesprochene Passage der Rede, zitiert nach dem Protokoll des 11. Deutschen Bundestages, lautet:

„Für das Schicksal der deutschen und europäischen Juden noch verhängnisvoller als die Untaten und Verbrechen Hitlers waren vielleicht seine Erfolge. Die Jahre 1933 bis 1938 sind selbst aus der distanzierten Rückschau und in Kenntnis des Folgenden noch heute ein Faszinosum insofern, als es in der Geschichte kaum eine Parallele zu dem politischen Triumphzug Hitlers während jener ersten Jahre gibt.

Wiedereingliederung der Saar, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, massive Aufrüstung, Abschluß des deutsch-britischen Flottenabkommens, Besetzung des Rheinlandes, Olympische Sommerspiele in Berlin, „Anschluß“ Österreichs und „Großdeutsches Reich“ und schließlich, nur wenige Wochen vor den Novemberpogromen, Münchener Abkommen, Zerstückelung der Tschechoslowakei – der Versailler Vertrag war wirklich nur noch ein Fetzen Papier und das Deutsche Reich mit einem Mal die Hegemonialmacht des alten Kontinents.“

Preußen ist Treue

Betr.: Preußen

Schöne Zeilen von Generaloberst Eberhard von Mackensen für die *PAZ* gefunden: Preußen ist weder Volksstamm noch Rasse, Preußen ist Haltung und niemals Masse, Preußen ist Pflicht nach Immanuel Kant, Preußen ist Treue zu Volk und Land, dienen der Sache bis in den Tod und Griff zu den Waffen erst in der Not.

L. Scholz, Berlin

Albertina ist älter

Betr.: „Über sieben Grenzen mußt du gehen“ (Nr. 24)

Der Reisebericht ist interessant, enthält jedoch einen Fehler. Die Universität in Wilna ist nicht die älteste Europas, gegründet 1579. Die von Herzog Albrecht von Brandenburg gegründete und 1544 eingeweihte Albertina in Königsberg ist älter. Mit Dank für Berichtigung.

Elftrudt Siegmundt, Kronberg

Nur die Deutschen haben kein Recht auf Heimat

Betr.: „Gewaltwelle reißt nicht ab“ (Nr. 23)

Nach dem Aufdecken der Horrorzustände an der Berliner Rütlischule hört man allgemein, daß Multikulti gescheitert sei. Dem ist nicht so.

Sehr hilfreich war diesbezüglich Kohls antideutsche Politik. Einer ihrer Höhepunkte war die Einwanderung von vier Millionen Sozialhilfeempfängern. Wie ist die Bilanz nach über 30 Jahren Multikulti? Chaos deutschlandweit. Winston Churchill würde das so ausdrücken: „Das Schwein ist geschlachtet.“ Die Leithunde in den deutschen Gefängnissen stellen die Albaner. Die Prostitution ist unter der brutalen Regie von Russen und Rumänen. Der Rauschgifthandel ist unter Ausnutzung der Hautfarbe in den Händen afrikanischer Asylanten und Türken. Was bleibt nach der Internationalisierung Deutschlands noch für die, die von türkischen und arabischen Jugendlichen (natürlich straffrei) Scheißdeutsche genannt werden? Das sagt uns ein gewisser Walid Nakschbandi (Deutscher, afghanischer Herkunft). „Zaungäste und lästige Gaffer!“ Nach amtlichen Angaben ist bereits jeder fünfte hier Lebende Ausländer, allerdings ist allgemein bekannt, daß selbst statistische Angaben getürkt sind. Zwar ist Deutschland nun nicht mehr Einwanderungs-, sondern nur noch Zuwanderungsland. Wo da wohl der Unterschied ist? Als Deutscher ist man aber schon daran gewöhnt, belogen zu werden.

Es hat ein jedes Volk ein Recht auf sein Heimatland, ausgenommen die Deutschen.

Rudolf Scharf, Hamburg

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Flach und fast ohne Falten

Mit dem Torfkahn unterwegs über Hamme und Wümme durch das Teufelsmoor

Von Helga Schnehagen

Das Land nordöstlich von Bremen ist eine Region für Entdecker. „Es ist ein seltsames Land ... Wenn man auf dem kleinen Sandberg von Worpswede steht, kann man es ringsum ausgebreitet sehen, ähnlich jenen Bauerntüchern, die auf dunklem Grund Ecken tiefleuchtender Blumen zeigen. Flach liegt es da, fast ohne Falten. Und die Wege und Wasserläufe führen weit in den Horizont hinein. Dort beginnt ein Himmel von unbeschreiblicher Veränderlichkeit und Größe“, schrieb vor 100 Jahren Rainer Maria Rilke über den abgeschiedenen Landstrich zwischen Bremervörde im Norden, Ritterhude im Westen und Fischerhude im Osten, besser bekannt als Teufelsmoor.

Wer sich heute in die rund 600 Quadratkilometer große Niederung begibt, wird Moor und Teufel vergeblich suchen. Der Beiname „Nasses Dreieck“ allerdings ist augenfällig nachvollziehbar. Leitet er sich doch aus den zahlreichen Flüssen und Flüßchen her – Oste, Hamme, Wümme, Wörpe, welche noch immer das ehemalige Sumpfland durchfließen.

1751 hatte das Kurfürstentum Hannover begonnen, sich durch die Errichtung eines dichten Systems von Entwässerungsgräben der Urbarmachung des Moores zuzuwenden. Scharen landhungriger Siedler drängten in das neu erschlossene Land, um Torf zu stechen, auf Wasserwegen in die Städte zu transportieren und dort als Brennmaterial zu verkaufen. Ganze Flotten durchzogen die Niederung von Hamme und Wümme. Allein 1875 passierten 18 000 Schiffe Sankt-Jürgen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Moorkähne mit ihren dunklen Segeln aus der Landschaft verschwunden. Nur vereinzelt wurde noch bis in die 50er Jahre hinein aus Not Torf abgebaut und per Schiff nach Bremen transportiert.

Aufgeregt galoppieren die Schwarzbunten am Ufer entlang, bleiben kurz stehen, mobilisieren alle Sinne und starren mit aufgerissenen Kuhaugen zwischen weit gestellten Ohren auf den vorbeifahrenden Kahn. Obwohl die Torfkähne nun schon seit Jahren wieder von Mai bis Oktober als Touristenattraktion zum Landschaftsbild gehören, sind sie für das Milchvieh noch immer eine Sensation in ihrer göttlichen Ruhe.

Das Teufelsmoor hat seinen Namen tatsächlich nicht vom Teufel erhalten. Aus alten Karten und Dokumenten geht hervor, daß es „Duftes Moor“ – also „taubes Moor“ oder „unfruchtbares Moor“ hieß. Und doch: Jedes Sumpfgebiet hat etwas Teuflisches. Schrieb nicht die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff einst in ihrem Gedicht „Der Knabe im Moor“ die Zeilen: „O schaurig ist's über's Moor zu gehen“?

Bis heute sind alle Versuche gescheitert, die Region in fruchtbares Ackerland zu verwandeln. Kiebitz, Uferschnepfe und Rohrammer, Kranich, Graureiher, Möwe und Höckerschwan, Turmfalke und Kornweihe lassen es sich gefallen. Unbeschwert genießen sie die Idylle zwischen Sumpfdotterblumen, Wiesenschaumkraut, Trompetenflechten und blühenden Gräsern.

Weites Land: Gemächlich ziehen die Torfkähne durch das „Nasse Dreieck“. Fotos (2): Schnehagen



Verblüffend ähnlich: Carsten Platz erinnert an seinen Urgroßvater Heinrich Vogeler.

Leise gurgelt das Wasser zum Summen des Motors. Unter Segeln fahren die Kähne meist nur kurze Strecken. Das liegt am Wind. Auf der Hamme ist er zu schwach und auf der Wümme bläst schon die starke Brise der Nordsee scharf ins Gesicht. Windschief halten sich die Weiden mit ihren Wurzeln im Schlick fest. Der Skipper meint, nach der Schleuse von Ritterhude und der Wümmeabzweigung bräuchte man einen Seeschein. Doch keine Angst, er besäße einen solchen.

Immerhin: Der Tidenhub beträgt jetzt 1,5 Meter. Deiche, vor denen sich das Schilf im Wind wiegt, schützen das Ufer. Grün, Braun, Beige, Schwarz sind die Farben, die unter dem Blau des Himmels die Fahrt begleiten. Legte man einen Rahmen darum, könnte man meinen, auf eines der Landschaftsbilder von Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Hans am Ende, Fritz Overbeck, Carl Vinnen oder anderen weniger bekannten Malern zu schauen, die es ab 1889 in die feuchte Moorluft gezogen hatte.

Eine Idee übrigens, die längst von der Tourismuswerbung aufgegriffen worden ist. Seitdem ist Worpswede, die einstige Kommandostelle der Moorkolonisierung, Künstlerkolonie. Besonders üppige Kunststipendien halten hier bis heute die kreative Tradition aufrecht.

Von den Begründern der Künstlerkolonie blieb Heinrich Vogeler (1872–1942) am längsten in Worpswede, bevor er sich den Idealen des Sozialismus verschrieb und schließlich 1932 für immer nach Rußland zog. Im Gegensatz zu seinen Malerkollegen interessierte ihn nicht die Natur und ihre Natürlichkeit, sondern die Gestaltung. Als Stimmungsmensch, Lyriker und Ästhet machte er – ganz im Geiste des Jugendstils – sein Leben selbst zum Kunstwerk.

„14 Verwandte des berühmten Ahnen leben noch in Worpswede“, verrät Urenkelin Daniela Platz, die zusammen mit Großcousine Berit Müller in der Pension Haus im Schluh Kultur-Urlaub bei Familie Vogeler anbietet. Bruder Carsten Platz sitzt mir im Moorkahn gegenüber. Die Ähnlichkeit mit der zarten, blonden Urgroßmutter und dem empfindsamen Urgroßvater ist unübersehbar. Auch der Name des Torfkahns „Johann Christian Findorff“ hat seine Geschichte. Erinnert er doch an jenen Moorkommissar, der im Auftrag der Hannoverschen Regierung im 18. Jahrhundert das Kultivierungsprogramm des Teufelsmoors leitete und dabei nicht weniger als 50 Moordörfer rund um Worpswede gründete.

Herdentrieb im Sommer

Endlich mal wieder ein warmer Sommerabend! Sie ist genau in der richtigen Stimmung, um nach getaner Arbeit noch ein wenig durch die Stadt zu bummeln. Vielleicht finde ich was Schönes in der neuen Boutique, denkt sie und schlendert an den Geschäften vorbei, die ihre Auslagen auf den Sommer abgestimmt haben. Doch so ganz nach ihrem Geschmack scheint die Mode nicht zu sein, denn sie bummelt weiter, ohne auf das Angebot einzugehen.

Das herrliche Sommerwetter hat viele Menschen auf die Straße gelockt, die sich genauso ziellos treiben lassen wie sie. Bei diesem Wetter könnte ich einen großen Eisbecher vertragen, denkt sie und schaut sich nach einem gemütlichen Café um. Doch dort, wo tagsüber erschöpfte Stadtbummler das geschäftige Treiben beobachten, sind heute nur leere Stühle zu entdecken. Geschlossen. Wegen Geschäftsaufgabe. Nun ja, bei der Wirtschaftslage kein Wunder. Die Leute achten eben doch mehr auf Cent und Euro, sind nicht mehr so freigebig wie früher zu D-Mark-Zeiten.

Also weiter, denkt sie, der Eisbecher wäre sowieso nicht gut für die schlanke Linie. Doch plötzlich stolpert sie fast über ein paar Stühle und Tische, die der findige Wirt einer Eckkneipe kurzerhand auf den Gehweg gestellt hat. Gut so, wer will schließlich bei so einem Wetter drinnen sitzen? Offensichtlich alle! Denn in dem dunklen Gastraum drängen sich lauter fröhliche Menschen, die sich ihr Eis oder auch ihr Feierabendbier schmecken lassen. Haben sie nicht gemerkt, wie schön es draußen ist?

Kurz entschlossen setzt sie sich auf einen der freien Stühle und bestellt einen riesigen Eisbecher. Passanten eilen vorüber, bleiben stehen und schauen sie neugierig an. Dann faßt sich doch ein älterer Herr ein Herz und setzt sich auch nach draußen. In eine Illustrierte vertieft, merkt sie gar nicht, was um sie herum geschieht. Als sie wieder aufschaut, sind sämtliche Stühle besetzt. Junge Familien mit kleinen Kindern, seriöse Geschäftsleute, Frauen mit Einkaufstüten – sie alle genießen den lauen Abend im Juli. Sollte das Wort vom Herdentrieb denn doch wahr sein?

SiS

Begegnung mit einer giftigen Schönheit

Die Clematis wächst gern an Hauswänden, aber auch an heimischen Waldrändern

Von Anne Bahrs

Viel häufiger als in der freien Natur sehen Städter wahrscheinlich die kletternde Clematis an Hauswänden, Pergola oder Zäunen, von stolzen Gartenbesitzern liebevoll gepflanzt und gepflegt, die zur Blütezeit – einige Sorten schon im Mai, andere zwischen Juni und September – farbenfroh und reichlich ihre schmucken kleinen oder auch handtellergroßen Blüten zeigt. Dekorativ sind zur Fruchtreife auch die häufig metallisch glänzenden Fadenknäuel mit den eingesponnenen Nüßchen. Sie haben sich bestens auf die Verbreitung durch den Wind eingestellt. Er soll diese leichten Bällchen abreißen und zu neuen Standorten trudeln, wie es ihm auch bei ihren Vorfahren und Verwandten, den Waldreben, in der freien Natur obliegt.

Nicht nur wunderschöne Clematisarten aus Südeuropa oder China dürfen wir auf Balkonen, Terrassen, Gärten und Parks bewundern, sondern auch vielfältige Hybriden als Züchtungserfolge der Gärtner. Zumeist werden Clematis als Staudenpflanzen verkauft, die in humusig-lockerem Boden mit einem Lehm-Sand-Gemisch am besten an einer Ost- oder Westseite gedeihen, wenn auch ihr Wurzelstock nicht der Mittagssonne ausgesetzt ist. Alle Clematis-Sorten vertragen keine Staunässe. Da sie mit ihren langen Ranken hoch hinaus wollen (drei bis zehn Meter), benötigen sie eine Kletterhilfe. Nach der Blüte können sie unbedenklich beschnitten werden.

Schön und interessant sind auch Waldreben in der freien Natur. Clematis vitálba (die wissenschaftliche Bezeichnung kommt von klema = Ranke und vitis alba = weiße Rebe) ist in Norddeutschland seltener anzutreffen, in Mittel- und Süddeutschland findet man sie an Waldrändern und nach Kahlschlägen häufig. Sie rankt sich an Sträuchern und Baumstämmen bis sieben Meter hoch, hat fünfzählig gefiederte, gegenständige Blätter mit länglichen, zugespitzten Teilblättchen. Im Juni blüht sie in Trugdolden. Ihre wohlriechenden Blüten haben keine auffallenden Kronblätter. Die vier- bis fünffilzigen Kelchblätter sind außen grünlichgelb, innen und am Rand weiß. Ihre beschwänzelten Früchte tragen alle zu dem sprichwörtlichen „Petersbart“ oder „Alter-Mann-Bart“ bei, der als bärtig-flaumiges Gebilde des federhaarigen Flugapparates der vielen Samen im Herbst die ganze Pflanze überzieht.



Clematis: Die Pflanze will meist hoch hinaus. Foto: Archiv

Die gewöhnliche Waldrebe mit verholzten Stengeln und rankenden Blattstielen unterscheidet sich nur im Wuchs von Clematis recta, der aufrechten Waldrebe, die in ganz Europa verbreitet ist, aber nur etwa 150 Zentimeter hoch wird.

Auch sie trägt gipfelständig reichblütig ihre Trugdolden. Die Blütenhüllblätter sind nur am Rand flaumhaarig. Clematis alpina, die Alpen-Waldrebe, siedelt nicht nur im Gebirge. Sie gedeiht als zwei bis drei Meter langer Kletterstrauch in Nadelwäldern und zwischen Zwergstrauchheiden auch in Sibirien und in der Mandschurei. Ihre blauvioletten, glockigen Blüten sind gestielt.

Die Waldreben gehören zur Familie der Ranunculaceaen, der Hahnenfußgewächse, und sind giftig. Ihre Droge ist das frische blühende Kraut. Die Blätter enthalten einen Reizstoff, vermutlich das Glykosid Ranunculin, das bei Berührung Entzündungen der Haut und Blasenbildung verursacht. Mitleidheischende Bettler sollen – so wird berichtet – den Haut- und Augenkontakt mit diesen Waldreben absichtlich herbeigeführt haben. Sie litten dann unter starkem Tränen und wiesen auf ihre gepeinigte Haut. „Bettlerkraut“ hießen darum die Weinreben im Volksmund.

Vergiftungen durch Waldrebenkontakt sollten ärztlich behandelt werden! Vor allem aber Clematis recta war schon im Altertum als Heilpflanze bekannt und begehrt zur Heilung von Geschlechtskrankheiten, chronischen Hautleiden und Gicht. Die Droge wurde eingesetzt auch gegen rheumatische Schmerzen, Migräne und zur Heilung von Krampfadern. In der Volksheilkunde verwendete man sie als blasenziehendes Mittel für Umschläge auf eiternde Wunden und Geschwüre.

Heute werden nur Extrakte der Droge als Tropfen und Absud weiterhin in homöopathischen Dilutionen D3 und D4 verordnet. Beachtlich bessernd wirkt die Anwendung offensichtlich bei Erkrankungen der Lymphdrüsen des männlichen Genitalsystems. Auch die Heilwirkung von Clematis vitalba wird weiterhin erforscht.

MELDUNGEN

Dank an IGFM aus Wilna

Wilna – 18 Tage nachdem die *PAZ* darüber berichtet hatte, daß die „Internationale Gesellschaft für Menschenrechte“ (IGFM) Unterschriften sammelt für ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin, hat sich der Verein „Edelweiß-Wolfskinder“ in einem Brief an die IGFM solidarisiert: „... wir, in Litauen lebende Wolfskinder, unterstützen das Vorhaben, in Berlin ein Gedenk- und Dokumentationszentrum für die Vertreibungen der Deutschen nach 1945 und andere Vertreibungen in Europa zu errichten. Die Vertreibung aus Ostpreußen und das Leben in einem fremden Land ohne Eltern haben wir, die ehemaligen ostpreußischen Kinder an eigener Haut besonders hart erlebt. Die Spuren verlassen uns nie, die sind immer da. Wir bedanken Frau Steinbach für die Initiative für die Initiative der Errichtung des ‚Zentrums gegen Vertreibungen‘.“ Unterschrieben ist der Brief außer von der Vereinsvorsitzenden Luise Quitsch von 67 weiteren Zeitzeugen.

Dank aus Sensburg

Sensburg – Für die „Ostereier aus Gelnhausen für die Heimat“, den „Hilfstransport aus Hessen zur ‚Bärentatze‘, der Johanniter-Sozialstation und dem Behindertenheim in Sensburg“ (vergleiche *PAZ* Nummer 14), hat sich die Sensburger Deutsche Gesellschaft „Bärentatze“ in einem Brief an die Spender bedankt: „... im Namen unserer Deutschen Gesellschaft ‚Bärentatze‘ danken wir für die hilfreiche Hand, die sie nach den noch hier lebenden Ostpreußen ausgestreckt haben. Diese vielen guten Sachspenden und die Medikamente werden hier sehr gebraucht. Dank an Margot Noll, die mit ihren Helfern, darunter Unternehmen und regionale Politiker, immer wieder den Weg nach hier findet. Da wird gesammelt, verpackt und ohne Zögern nach Sensburg gefahren. So wie die Fahrt an Ostern, womit sehr viele bei uns überrascht wurden. Der diesmal sehr große Transport brachte nicht nur etwas für die ‚Bärentatze‘, sondern auch für die Johanniter Sozialstation und das Heim für behinderte Kinder in Sensburg. Damit wurde große Freude ausgelöst und es konnte vielen über den Berg geholfen werden. In heimatlicher Verbundenheit und im Namen der Beschenkten, danken ganz besonders der Vorstand der ‚Bärentatze‘, die Johanniter Sozialstation und das Heim für behinderte Kinder allen Spendern.“ Unterschrieben ist der Brief von Berta Cwiek, der Ersten Vorsitzenden der „Bärentatze“.

Schließung von 21 Schulen

Allenstein – Im südlichen Ostpreußen wollen die Kommunen bis zum 1. September insgesamt 21 Schulen beziehungsweise Erziehungseinrichtungen aufgeben. Die Schulaufsicht hat bereits ihr Einverständnis signalisiert. Unter diesen Einrichtungen befinden sich sieben Schulen, die weiter Schüler unterrichtet werden, bei denen sich allerdings der Schulträger ändert. An die Stelle der Gemeinde tritt hier ein Verein oder eine Einzelperson. Im südlichen Ostpreußen gibt es über 1400 Schulen, an denen 300 000 Schüler unterrichtet werden.

Was Kirche mit Touris zu tun hat

Vertreter des Protestantismus in Ostpreußen berichten in Allenstein von Problemen und Erfolgen

Von Eberhard Traum

Das Europäische Bildungswerk Hessen e. V. hat in Allenstein ein Seminar zum Thema „Masuren im polnisch-deutschen Dialog – Forschungen, Berührungen, Interessen“ veranstaltet, an dem 25 Personen teilnahmen. Die sehr engagierten und auskunftsfreudigen Referenten kamen allesamt aus dem südlichen Ostpreußen und hatten zum Teil deutsche Wurzeln.

Die informativsten und wohl interessantesten Vorträge gab es von den Vertretern der evangelischen Kirche, wobei der Soziologe Dr. Alfred Czesla aus Allenstein ganz erheblich an der Vorbereitung mitgewirkt hatte. Den Seminarteilnehmern wurden die Ergebnisse einer Umfrage in der Diözese Masuren vorgestellt, die es in der Form vorher noch nicht gegeben hatte. 522 evangelische Gläubige wurden befragt, die einen repräsentativen Querschnitt der etwa 5 000 Personen in 14 Kirchengemeinden darstellen.

„Ein gesamtes Zahlenwerk liegt zwar vor, ist aber mit wenigen grundlegenden fundamentalen Merkmalen verständlich gemacht“, so Czesla. Ein durchschnittlicher evangelischer Haushalt besteht heute aus zwei Personen. Die untersuchte Gemeinschaft zeichnet sich vorwiegend durch geringe Qualifikation aus. Bei den Gläubigen in der Region überwiegen die Frauen mit 64 Prozent. Auch die Altersgruppe der 55jährigen und Älteren ist in der Mehrheit. Ihr Anteil beträgt 57 Prozent. Von denen befindet sich über die Hälfte im Ruhestand. Ein Drittel ist berufstätig, und etwa zwölf Prozent sind arbeitslos. Die materielle Lage wird von mehr als der Hälfte der Befragten als „weder gut noch schlecht“ bezeichnet.

Bei der Frage nach der nationalen Identität gibt fast ein Drittel an, polnisch orientiert zu sein, ein Fünftel gar fühlt rein polnisch. Der deutschen Sprache sind auf unterschiedlichem Niveau 95 Prozent mächtig. 90 Prozent haben Kontakte zu Verwandten in der Bundesrepublik Deutschland. Für die Kirche ist in dem Zusammenhang interessant, daß fast 70 Prozent der Befragten erklärten, mit dem Standartsatz „Evangelische Christen sind Deutsche“ nicht einverstanden zu sein. Die überwältigende Mehrheit sieht keinen zwangsläufigen Zusammenhang zwischen Konfession und Nationalität; 90 Prozent sagen eindeutig, daß auch ein Pole evangelischer Christ sein könne.



Beim Vortrag: Pfarrer Franciszek Czudek (links) mit dem ihm als Übersetzer dienenden Helmut Kowalewski Foto: Traum

„Die Hälfte der evangelischen Christen bezeichnet sich als Bewohner des Ermlands und Masurens. Ein neuer Trend, der die starke Verbundenheit mit der Heimat verdeutlicht“, so Czesla.

Der größte Teil der evangelischen Christen vertritt eine zwanglose Weltanschauung und weist ein hohes Maß an Toleranz gegenüber Mischehen auf. Viele befürchten allerdings, daß auf diese Weise der Schwund in der evangelischen Gemeinschaft beschleunigt werde. Trotzdem blickt die Mehrheit hinsichtlich ihrer Kirche optimistisch in die Zukunft. Der evangelische Glaube und dessen Werte dienten als Richtschnur und machten den Kern der Identität aus.

> Das Europäische Bildungswerk Hessen lud zum Seminar

In den unterschiedlichen Seminarbeiträgen wurde erkennbar, welchen Problemen die Deutschen und die Polen, gerade auf dem kirchlichen Sektor, noch immer gegenüberstehen. Das reicht in alle Lebensbereiche hinein. Pfarrer Krzysztof Mutschmann aus Sorquitten legte in beklemmender Weise offen, wo mit der katholischen Kirche immer wieder Differenzen auftreten.

Von einer erfolgreichen Gemeindearbeit wußte der evangelische Pastor Franciszek Czudek aus Nikolaiken zu berichten. Er hat in einem schwierigen Umfeld eine funktionierende Gemeinde aufgebaut, nachdem einige Vorgänger vor ihm vor dieser schwierigen Aufgabe kapituliert hatten. Ein Museum für Protestantismus in Masuren mit alten Bibeln in Deutsch und Polnisch, Gesangbüchern, Predigten und Schriften ist der Kirche angegliedert. Mehrere Appartements und Zimmer sowie eine Jugendherberge für Urlauber aus allen Teilen der Welt stehen zur Verfügung. Alles in Seenähe gelegen. Ehemalige Nikolaiker aus Hamburg haben mit dafür gesorgt, daß Darlehen flossen und die finanziell schwache Gemeinde zu leben begann. Aus einem harten Kern von 15 evangelischen Christen ist mittlerweile eine Gemeinde mit 300 Gläubigen geworden.

Hier klappt auch die Ökumene. In dem Pflegeheim sind 80 Prozent der Bewohner katholisch. Verhandlungen mit der katholischen Kirche, die über zwei Jahre geführt wurden, brachten Erfolg. Die offene konstruktive Arbeit steht im Vordergrund. Ein Beweis ist das gemeinsame Abendmahl mit den Katholiken. „Wir sind in Sachen gemeinsames Abendmahl weiter als Rom“, so Czudek. „Die Zusammenarbeit mit den Kollegen der katholischen Kirche ist hervorragend“, beschreibt er das Verhältnis. Es ist Brauch geworden, daß katholische Geistliche zu Czudek nach Nikolaiken kommen, um Informationen zu bekommen und Kaffee zu trinken.

> »Du hast so zu sein, daß jeder sieht, daß du evangelisch bist!«

Inzwischen genießt die Arbeit der evangelischen Kirche hohes Ansehen in der Region. In der Kirchengemeinde Alt Ukta, südlich von Nikolaiken, gab es große Probleme. „Schickt mal den Czudek hin, die evangelische Kirche kann das“, war das einzige, was den Verantwortlichen einfiel. Aus einer Bauruine wurde inzwischen ein Haus für Alkoholkranke und psychisch Kranke. Für Pflegekräfte entstanden so viele Arbeitsplätze. Und die konfessionell gemischte Belegschaft schätzt das Ethos der evangelischen Kirche sowie die ehrliche Arbeit. Die vorbildlichen diakonischen Einrichtungen wurden auch insoweit gewürdigt, als Czudek der erste Pfarrer ist, der zum Ehrenbürger Nikolaikens ernannt worden ist. Das Vorbild für Czudek ist sein eigener Vater, der ihm einmal sagte: „Du hast so zu arbeiten, daß jeder sieht, daß du evangelisch bist!“

Das Beispiel hat Schule gemacht. Auch andere Würdenträger haben die Chance entdeckt, finanziell und wirtschaftlich sowie ökumenisch zu Erfolg zu kommen. Pfarrer Mutschmann steht dem in nichts nach, denn auf dem Kirchengelände in Sorquitten verfügt auch er über eine gut gepflegte Ferienanlage. Die geistlichen Würdenträger sind in Polen auf eigene Ideen angewiesen, denn sie leben ausschließlich von Spenden und Gaben der Gemeindemitglieder. Gehälter vom Staat gibt es nicht. Das betrifft die katholischen und die evangelischen Pfarrer gleichermaßen. „Wir sind praktisch, aus der Not geboren, nicht nur der Herr Pfarrer, sondern auch Tourismusmanager“, so Mutschmann nicht ohne Stolz. Seine Initiative beinhaltet auch die Beschäftigung von fünf arbeitslosen Frauen, die mit Kunststickerei wahre Kunstwerke schaffen, die von Touristen gerne gekauft werden. Sinn und Zweck beschreibt Mutschmann wie folgt: „So kommt halt Zloty zu Zloty und bringt den Menschen ein kleines zusätzliches Einkommen. Die wichtigste Komponente ist aber, daß es im ländlichen Raum etwas zu arbeiten gibt.“

Alle Teilnehmer waren von den auf dem Seminar kennengelernten Gegebenheiten, aber auch den Möglichkeiten, durch eigene Initiativen und Ideen zu Erfolg zu kommen, tief beeindruckt, ein Eindruck, den die Seminarteilnehmer mit nach Hause nahmen.

Auf den Spuren der Kindheit

Ex-Vorstand der Löwenbrauerei schildert seinen Spagat zwischen Pflicht und Neigung, Wirtschaft und Natur

Von Norbert Matern

Johann Daniel Gerstein, Jahrgang 1930, war 28 Jahre bei der Löwenbrauerei München tätig, davon 15 Jahre als Vorstandsmitglied für das Auslandsgeschäft. Anschließend wurde er Berufsberater und Partner der v. Rundstedt GmbH und Lehrbeauftragter für Bewerbungsstrategien an der Fachhochschule München. Daneben ist der Autor mit Büchern über Leben und Wandern im Pfaffenwinkel, einem Jagdbuch sowie einem Sachbuch über Bewerbungsstrategien bekannt geworden. Jetzt schrieb der Jurist und Jäger unter dem Titel „Zwischen Schreibtisch und Gummistiefeln“ seine Lebenserinnerungen. Ein Teil davon gilt der Kinderlandverschickung von Frühling bis Herbst 1943 auf die Frische Nehrung. Als Qintaner erlebte der geborene Dortmunder eine unberührte Natur, die ihn so angezogen hat, daß er die Nehrung in den 70er Jahren wieder besuchte.

Die etwa 40 Jungen wohnten in einem ehemaligen Marineerholungsheim mitten in Vogelsang. Ein Foto zeigt den Morgenappell mit Hissen der NS-Fahne, wie das damals üblich war. Geländespiele und Boxunterricht ergänzten den Schulunterricht, der von markigen Sprüchen durchsetzt war. Gerstein baute sich ein Freilandterrarium: „An Kreuzottern und Ringelnattern war kein Mangel, Frösche, Mäuse und Eidechsen gab es ebenfalls in Mengen, und so konnte ich interessierten Mitschülern bald meine Schätze zeigen. Vor allem die schwarze Abart der Kreuzotter, die sogenannte Moorotter, beeindruckte sie sehr.“

Die jungen Dortmunder fuhren per Eisenbahn nach Danzig und Gotenhafen, Hohenstein, Allenstein und Königsberg. „Dort wurde ich von den Wirtsleuten am Heumarkt 7 mit ‚Junges Haarche‘ angeredet und bekam eine Zigarette, die ich tapfer rauchte.“

Ende der 70er Jahre kam Gerstein mit dem Münchner Presseclub erneut nach Ostpreußen. In Danzig schwänzte er für einen Tag das offizielle Programm und fuhr mit einem deutschsprechenden Taxifahrer auf die Frische Nehrung. „Es war nichts, aber auch gar nichts zu erkennen, an das ich Erinnerungen hätte knüpfen können. Gleich geblieben war nur die schöne, schwermütige Landschaft. Das Dorf Vogelsang existierte auch dem Namen nach nicht mehr. Es gab da, wo es einmal gestanden hatte, ein kleines Dorf, das nach Auskunft des Chauffeurs auf der Karte mit ‚Land der Lerche‘ bezeichnet war.

Niemand konnte sich mehr an Vogelsang erinnern, einer verwies jedoch auf eine mit einem Polen verheiratete Frau deutscher Abstammung zwei Dörfer weiter. Gerstein fand sie. „Als ich ihr den Grund meiner Reise nannte, war es um ihre Fassung geschehen. Sie weinte gottjämmerlich und stieß unter Tränen schluchzend die deutschen Worte hervor: ‚Ich war Küchenmädchen in Deinem Lager.‘“

Nachdem der Besucher aus der Bundesrepublik Deutschland sie beschenkt hatte, führte sie ihn durch die Wohnküche in das Schlafzimmer. Dort griff sie unter das Ehebett und holte einen riesigen Räucheraal hervor, den sie ihm unter einem geschluchzten „Danke“ in die Hand drückte.

Wie so viele andere Deutsche auch, schickte Gerstein der Frau später noch zweimal Geld, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.

Ostpreußen begegnete Gerstein in der Person des Tierfilmers Heinz Sielmann wieder, der ihm erzählte, wie er bereits als Abiturient in Ostpreußen mit dem Filmen begonnen hatte. Die beiden schlossen Freundschaft und bereisten zusammen Ruanda und 1990 Indien.



***Johann Daniel Gerstein: „Zwischen Schreibtisch und Gummistiefeln“**, Peniope Verlag, München 2005, 173 Seiten, kart., 16,80 Euro, Best.-Nr. 5607*

MELDUNGEN

Wieder Bier aus Braunsberg

Braunsberg – In Braunsberg wird wieder Bier produziert. Nach längerer Unterbrechung ist die Produktion wieder aufgenommen worden. Die Wiederaufnahme der Produktion war für den neuen Eigner, Andrzej Kononczuk, mit Kosten in Höhe von sieben Millionen Euro verbunden. In der Brauerei arbeiten 130 Personen, die größtenteils auch schon vor der zwischenzeitlichen Schließung in dem Betrieb gearbeitet hatten. Das Bier soll anfänglich nur im Norden der Republik Polen verkauft werden, doch wird längerfristig die gesamte Republik als Markt angepeilt und auch die Russische Föderation. In seinem Optimismus stützt sich Kononczuk auf das Faktum, daß die Polen immer mehr Bier trinken. Sicherheitshalber hat er sich in seinen Vorstand Fachleute geholt, die vorher im Elbrewery-Konzern und in der Zywiec-Gruppe tätig waren.

Renten um sechs Euro erhöht

Moskau – In der Russischen Föderation ist per Beschluß der Regierung ein Großteil der Renten um 201 Rubel (knapp sechs Euro) erhöht worden. Vor dieser Rentenerhöhung hatte die Durchschnittsrente bei 2764 Rubel (zirka 82 Euro) gelegen.

Die Größte nach Ragnit

Reliquie in der Komtursburg Brandenburg erweckte einen Toten zum Leben

Von Christofer Herrmann

Brandenburg war nach Ragnit die größte Komtursburg im Ordensland und besaß einen zahlenmäßig starken Konvent. Die Burg, unmittelbar am Frischen Haff gelegen, gehörte zu den frühen dreiflügeligen Kastellanlagen mit Bergfried und war durch ihre reiche Bauplastik (Laubfries, Buchstabensteine) mit Marienburg und Lochstädt verwandt. Vom Haupthaus sind schon seit dem späten 18. Jahrhundert kaum noch oberirdisch sichtbare Reste erhalten. Der Grundriß der Burg konnte jedoch durch Grabungen von Conrad Steinbrecht 1887 ermittelt werden.

Über die Geschichte der Deutschordensburg Brandenburg berichtet der Chronist Peter von Dusburg mehrfach. Die Gründung erfolgte 1266 durch Markgraf Otto III. von Brandenburg. Die hölzerne Anlage wurde aber schon ein Jahr später durch die Warmier zerstört. Einige der Verteidiger hatten sich in den Holzturm zurückgezogen und den Angriff überlebt. Der Markgraf ließ die Burg bald darauf wiedererrichten. Die Burg aus Backsein entstand vermutlich im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. Dort lebte zu dieser Zeit ein besonders frommer Ordensbruder, Hermann von Lichtenberg, dem die heilige Jungfrau erschien. Durch eine Reliquie des Heiligen Kreuzes, die der Ordensbruder von Fleckenstein vom Rhein nach Brandenburg gebracht hatte, wurde 1322 ein toter Junge wieder zum Leben erweckt. Der Brandenburger Komtur Günther von Hohenstein erhielt 1379 von Kaiser Karl IV. eine Reliquie der heiligen Katharina zum Geschenk. Diese wurde in der Pfarrkirche aufgestellt, deren Trümmer sich nur wenige hundert Meter von der Burg entfernt befinden. 1456 und 1520 besetzten bündische beziehungsweise polnische Truppen die Burg und fügten ihr starke Beschädigungen zu. Ab 1776 erfolgte der Abbruch des Haupthauses, dessen Granitsäulen nach 1820 Verwendung beim Wiederaufbau der Marienburg fanden. Die Vorburg wurde weiter als Domäne genutzt und war noch bis in die 1990er Jahre bewohnt. Seitdem schreitet der Verfall voran. Am besten erhalten sind noch die Reste des ehemaligen großen Karwans.

Brandenburg liegt etwa 28 Kilometer südlich von Königsberg, direkt an der Hauptstraße nach Heiligenbeil. Die Reste der Deutschordensburg befinden sich nördlich der Straße, die Ruine der Kirche südlich davon.

Aus: „Burgen im Ordensland – Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen“, Bergstadtverlag, Würzburg 2006, 160 Abb., 288 Seiten, 24,90 Euro, Bestell-Nr.: 5489



Vorburg: Innenansicht der Ruine des Karwans — Foto: Herrmann

MELDUNGEN

Begegnungsstätte in Rhein eröffnet

Rhein – Am Rheinschen See im Kreis Lötzen ist ein modernes „Schulzentrum der polnisch-russischen Zusammenarbeit“ eröffnet worden. Die Jugend beider Staaten soll sich hier aktiv erholen und sich besser kennenlernen. Hauptanziehungspunkt ist die Möglichkeit, hier das Segeln zu erlernen. Geplant sind aber auch ein integratives Erholungslager und sportliche Wettkämpfe. Der Komplex besteht aus einem Hotel für 45 Gäste, Ferienhäusern, einem Zeltplatz und einem Speisegebäude. Der Bau und die Einrichtung des Zentrums kosteten zwei Millionen Zloty (gut 490 000 Euro). Die Gelder stammen zumindest teilweise aus dem Programm „Phare“ der Europäischen Union.

Auf dem Pulverfaß

Zimmerbude – In Zimmerbude wurde auf dem Gelände einer Fischkonservenfabrik ein Munitionslager aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt. Das ließ der Pressedienst der Baltischen Flotte verlautbaren. Es ist die Rede von 50 durchgerosteten Minen und Granaten, die eine akute Gefahr für die Beschäftigten in der Fabrik und die Bewohner der umliegenden Häuser dargestellt hätten.

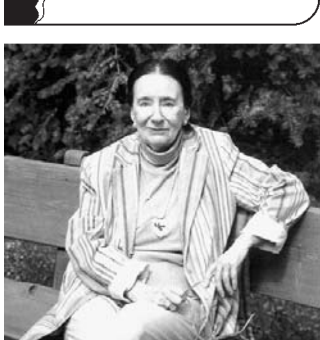
Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

nette Zuschriften habe ich bekommen wie die von Frau **Ella Laugalies**, die sich über die Frage nach den Winkler-Spezialitäten mit den kuriosen Namen wohl gefreut hat, denn sie hat von 1940 bis 1942 ihre kaufmännische Lehre bei der Firma August Albert Winkler auf dem Mitteltragheim in Königsberg absolviert. Sie war damals erst 16 Jahre alt und hat sich für die Likörsorten nicht sehr interessiert, außerdem war während des Krieges die Herstellung etwas eingeschränkt worden. Aber sie rief eine Kollegin an – die letzte noch lebende, wie sie meint! – und fragte nach, ob sie noch mehr wüßte. Leider fiel dieser aber auch nur der „Elefantendups mit Setzei“ ein, der aus Prünelle und Eierlikör bestand mit einem roten Punkt oben drauf. Prünelle war ein grüner Likör, der aus getrockneten Pflaumen hergestellt wurde. Na, nun haben wir schon drei Winkler-Liköre enträtselt, und ich sammele fleißig weiter.

Die Ausführungen von Revierförster a. D. **Hans-Georg Leber** über das Länderspiel, das vor Kriegsbeginn in Königsberg ausgetragen wurde, haben unseren Landsmann **Alois Czenna** spontan in seine Jugendzeit zurückversetzt. Denn er gehört mit Sicherheit zu den wenigen Zeitzeugen, die damals das Fußball-Länderspiel Deutschland gegen Lettland gesehen haben. Es war aber nicht das erste Spiel der Nationalmannschaft, sondern das zweite, denn bereits 1935 hatte Deutschland gegen Lettland gespielt, auch in Königsberg. Das Vorspiel bestritten die beiden Städte-Jungliga-Mannschaften von Königsberg und Allenstein. Es war das Endspiel um den „von-Tschammer-und-Osten-Pokal“. Herr Czenna schreibt: „Ich habe an allen Vorrundenspielen in der Stadtauswahl von Allenstein und auch am Endspiel in Königsberg teilgenommen, das unentschieden 3 : 3 endete. Weil das Länderspiel pünktlich angepfiffen werden mußte, fand keine Verlängerung statt, also gab es zwei Sieger! Das anschließende Länderspiel verfolgten wir jungen Spieler – noch in unserm Sportzeug – vom Spielfeldrand aus. Der in den Ausführungen erwähnte Nationalspieler **Urban** (Schalke 04) kam 1940 zu meiner Kompanie. Kurz vor Beginn des Rußlandfeldzuges – wir waren nach Nordostpreußen verlegt worden – spielten wir noch zusammen in einer Militärauswahlmannschaft gegen die Städtemannschaften von Schloßberg und Gumbinnen, Adolf Urban ist leider in Rußland gefallen.“ – Soweit die Erinnerungen von Herrn Czenna, die er mir mitteilte und die Herrn Leber sehr interessieren werden, der inzwischen wohl direkte Zuschriften bekommen hat. Auf jeden Fall die von **Helmut Steinke** aus Hamburg, der sich ebenfalls an das Länderspiel erinnert, wie er mir mitteilte.

„Schon zweimal waren Sie so nett und haben unsere Ostpreußische Familie gebeten, mir beim Suchen nach meinen Vorfahren zu helfen,“ schreibt unser Leser **Gert-Dietrich Wermke** aus Königs Wusterhausen. Ja, veröffentlicht hatten wir die Wünsche, es gab auch einige Kontakte, die zwar nützlich waren, aber leider nicht die erhofften Angaben erbrachten. Jetzt versucht es Herr Wermke mit einer gezielten Suche nach Nachkommen der Bartels, die seßhafte Bauern in der Umgebung von Kreuzburg, Kreis Pr. Eylau waren. Seine Urgroßmutter **Wilhelmine Bartel**, geboren am 10. August 1843 in Neu Park als erstes Kind von **Johann Gottfried** Bartel und seiner Frau **Caroline** geborene **Hoffmann**, heiratete 1860 den Müller **Friedrich Wilhelm Wermke**. Der Urenkel fragt nun: „Hatte Wilhelmine noch Geschwister, vor allem Brüder? Der Autor des Buches ‚Die Städte und Gemeinden des Kreises Preußisch Eylau‘, Horst Schulz, schreibt, daß das Dorf Neu Park erst 1832 mit vier Bauernhöfen entstand. 1932 wurden die Bauernhöfe von **Hermann Bartel** und **Otto** Bartel genannt. 1945 gab es dort die Bauern **Erich** und **Hermann** Bartel. Es ist anzunehmen, daß es Nachkommen dieser beiden Bartels, die wohl Brüder waren, gibt. Zu diesen würde ich gerne Kontakt aufnehmen, denn vielleicht könnten dadurch Verbindungen zwischen meinen Urgroßeltern und den bis 1945 in Neu Park lebenden Bartels festgestellt werden.“ Vielleicht könnten auch ehemalige Nachbarn einen Hinweis geben wie die Familien **Hinz**, **Klowski** und **Buchhorn**, die ebenfalls Höfe in Neu Park besaßen. Hoffen wir also mit Herrn Wermke, daß er diesmal mehr Glück hat. (Gert-Dietrich Wermke, Potsdamer Ring 11 in 15711 Königs Wusterhausen, Telefon 0 33 75 / 29 10 60.)



Ruth Geede — Foto: privat

Die Zähigkeit, mit der unser Leser **Heinz Sternberg** nach seinem vermißten Onkel sucht, ist wirklich bewundernswert, und deshalb gebe ich ihm noch einmal Platz, weil er jetzt weitere Angaben gemacht hat. Es handelt sich um den am 16. Januar 1912 in Insterburg geborenen **Friedrich** Sternberg, der sehr jung zum Militär ging. Er diente bei der Kavallerie (Ulanen), soll im Rang eines Wacht- oder Oberwachtmeisters gewesen sein und muß in der Musikkapelle gespielt haben, denn eine Kusine des Fragestellers erinnert sich, daß sie Friedrich Sternberg hoch zu Roß – auf dem Paukenpferd – bei einem sonntäglichen Platzkonzert auf dem Alten Markt in Insterburg erlebt hat. Neffe Heinz, damals 13 Jahre alt, hat seinen Onkel 1944 in Insterburg getroffen und ihn zum Bahnhof begleitet, wo dieser eine Fahrkarte löste – er war also nicht mehr in Insterburg stationiert. Seinen Bruder, Vater von Heinz Sternberg, hat er im selben Jahr in Berlin besucht, als er einen Pferdetransport nach Ostpreußen begleitete. Über sein Ende gibt es unterschiedliche Angaben. So berichtete ein Landsmann, daß Friedrich Sternberg in einem Massengrab in Georgenburg beerdigt sein soll – wie auch Heinz Sternbergs anderer Onkel **Paul Pallat** –, aber die erwähnte Kusine behauptet, er sei in Rußland vermißt. Sein Neffe hat kürzlich einen 90jährigen Herrn gesprochen, der bei der Kavallerie in Württemberg gewesen war. Der alte Herr behauptet, es seien Angaben über jeden Angehörigen der betreffenden Einheiten vorhanden – aber wo? Eine Anfrage bei den in Frage kommenden Institutionen wie der WASt (Wehrmachtsauskunftsstelle) in Berlin hat nichts erbracht. So bleibt Heinz Sternberg nur weiterhin die Hoffnung, daß sich vielleicht ehemalige Kameraden seines Onkels melden oder deren Angehörige Hinweise geben können. (Heinz Sternberg, Mühlgrabenstraße 2 in 73529 Schwäbisch Gmünd.)

Natürlich muß man nach jeder Veröffentlichung schon eine Weile warten und nicht gleich energisch eine weitere verlangen, wenn gerade mal zwei Wochen verstrichen sind, wie gerade ein Landsmann fordert. Denn unser „Netzwerk“ umspannt ja die ganze Welt, und manchmal kommen die Hinweise erst Wochen oder Monate nach dem Erscheinen der Suchfrage. Aber ich fasse zu gegebener Zeit gerne nach, wenn weitere Angaben vorliegen. Dies ist im Falle des ehemaligen französischen Kriegsgefangenen **Marie Pierre Grandjean** der Fall, dessen Kinder nach der ostpreußischen Familie suchen, bei der er während der letzten Kriegsjahre gearbeitet hat. Wir hatten in der *PAZ* Nr. 13 im Rahmen einer größeren Aktion die Namen mehrere französischer und belgischer Kriegsgefangener gebracht, die alle ihre damaligen Wirtsfamilien suchten, darunter auch den von Monsieur Grandjean. Allerdings beschränkte sich sein Fall auf einige Angaben, die von seiner Tochter gemacht und uns von dem BJO-Bundesvorsitzenden Jochen Zauner aus Düsseldorf übermittelt wurden. Dieser teilte uns einige Zeit später mit, daß es zu einigen der namentlich Genannten erste Reaktionen gegeben habe, aber bis sich Angaben herauskristallisieren, die man veröffentlichen kann, dauert es eine Weile. Nun erreichte uns aber eine E-Mail des Sohnes von M. Pierre Grandjean mit genaueren Aufzeichnungen seines Vaters und Auszügen aus dessen Briefen. Aus dem Schreiben geht nicht eindeutig hervor, ob Sohn oder Tochter die Bitte formuliert haben. Jedenfalls teilt er oder sie mit, daß der Vater immer wollte, daß die Kinder gut deutsch sprechen, „er wollte nicht, daß so etwas wiederkommt“, womit der Krieg gemeint ist. In seinem Notizbuch sind unter „Ortelsburg“ einige Eintragungen zu finden wie „der Weg mit Zug von Straßburg bis Hohenstein – Rückkehr bis Marseille, 7/08/1940–11.04.1941 Nareyten.“ Am 21. September 1941 schreibt der Kriegsgefangene nach Hause: „Ich bin jetzt in Rauschken von Arbeitsgebiet von Ortelsburg, das ist viel besser, hoffentlich dauert es so. Die Chefin ist eine Witwe, heißt Kathy. Dort sind auch zwei Gefangene, die polnisch sind, ein Mann und eine Frau, die **Kaja** hieß.“ Marie-Pierre Grandjean war also Kriegsgefangener im Stalag 1 B. Nach seiner Ankunft am 29. Juli 1940 in Hohenstein bekam er die Nr. 48259. Der damals 27jährige Franzose lernte die ostpreußische Familie, der er zugeteilt wurde, schätzen. Dem Berufslandwirt gefiel es trotz seiner Kriegsgefangenschaft auf dem masurischen Bauernhof sehr gut, und er ging sogar mit der Besitzerin auf die Flucht, bis sie sich am 1. Februar 1945 in Bischofsburg trennten. Das ist den aufgefundenen Aufzeichnungen zu entnehmen. Sohn und Tochter möchten nun „die Personen treffen, wenn sie noch leben oder sonst jemand aus der Familie“, also Kontakt zu der Landwirtschaftsfamilie aus Rauschken bekommen. Nun gibt es zwei Ortschaften dieses Namens im südlichen Ostpreußen, es müßte sich aber um den 18 Kilometer von Ortelsburg entfernten, am Rauschken-See gelegenen Ort handeln, der 1945 knapp 600 Einwohner zählte, heute von den Polen „Rusek“ genannt. Der Vorname der „Chefin“ dürfte **Katharina** oder **Käthe** lauten, ein Familienname ist nicht bekannt. Monsieur Grandjean war auch nach dem Krieg als Landwirt tätig und verstarb am 1. Februar 1988. Da die Suchenden nur ihre E-Mail-Adresse angegeben haben (bruno.lartizien@wanadoo.fr), können Antworten an den Pressereferenten der LO, Bernhard Knapstein, Parkallee 84/86 in 20144 Hamburg, gerichtet werden.

Eure

Ruth Geede



ZUM 100. GEBURTSTAG

Dorau, Hildegard, geb. Slomke, aus Brösen, bei Danzig, jetzt Peterstraße 21 A, 23701 Eutin, am 2. Juli

ZUM 98. GEBURTSTAG

Bieber, Betty, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Schillerstraße 23, 69214 Eppelheim, am 9. Juli

ZUM 97. GEBURTSTAG

Jankowski, Emma, geb. Hella, aus Wolfsee, Kreis Lötzen, jetzt Segeberger Straße 40 a, 23845 Itzstedt, am 5. Juli

Koslowski, Martha, geb. Wydra, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Kemmanweg 9, 13538 Berlin, am 6. Juli

ZUM 96. GEBURTSTAG

Kleinhans, Herta, geb. Killat, aus Kreis Elchniederung, jetzt Tübinger Straße 2 E, 26125 Oldenburg, am 6. Juli

Kluth, Franz, aus Groß Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Schillerstraße 35, 21423 Winsen / Luhe, am 7. Juli

Schemmerling, Elisabeth, geb. Bohlien, aus Klein Engelau, Kreis Wehlau, jetzt Pfarrer-Reiff-Straße 23, 52441 Linnich / Wels, am 9. Juli

Seidel, Ottilie, aus Lötzen, jetzt Marklissaweg 3, 31224 Peine / Woltorf, am 9. Juli

ZUM 95. GEBURTSTAG

Bierfreund, Liselotte, geb. Schulz, aus Grasmark, Kreis Bartenstein, jetzt Seniorenheim Rheingrafenstein, Berliner Straße 69-70, 55583 Bad Münster am Stein – Ebernburg, am 28. Juni

Günther, Anna, geb. Keuchel, aus Soldau, Klenzkau, Kreis Neidenburg, Mühlenstraße 17, 39619 Arendsee, am 9. Juli

Gutzeit, Luise, geb. Hamann, aus Wehlau, Pregelstraße, jetzt Metzloser Straße 9, 36399 Freiensteinau, am 8. Juli

Jost, Charlotte, geb. Michalzyk, aus Hohenwalde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Talbrückenstraße 30, 36148 Kalbach, am 10. Juli

Maak, Else, aus Eichhorn, Kreis Preußisch Eylau, jetzt Gerolstraße 25, 54568 Gerolstein / Eifel, am 7. Juli

Schmitz, Antonie, geb. von Wanserski, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Mergellstraße 10, 21073 Hamburg, am 8. Juli

ZUM 94. GEBURTSTAG

Lasarzewski, Anna, geb. Salewski, aus Kalgendorf, Kreis Lyck, jetzt Linder Straße 9, 41751 Viersen, am 7. Juli

Lison, Helene, geb. Schöntaub, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Einsteinstraße 3, 17036 Neubrandenburg, am 8. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Heemeyer, Fritz, aus Groß Ponnau, Kreis Wehlau, jetzt Steinbachstraße 14, 33739 Bielefeld, am 3. Juli

Schulz, Kurt, aus Ortelsburg, jetzt Feldschmiede 25 A, (Schulz-Eisenhardt), 22153 Hamburg, am 7. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Hausmann, Emma, geb. Karbowski, aus Ortelsburg, jetzt Rönskenstraße 40, 46562 Voerde, am 3. Juli

Soppa, Otto, aus Lyck, jetzt Eddastraße 10, 42117 Wuppertal, am 4. Juli

Tietz, Fritz, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Eichergasse 34, 35516 Münzenberg, am 4. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Diester, Heinz, aus Kühnbruch, Kreis Wehlau, jetzt Mühlenstraße 8, 27809 Lemwerder, am 6. Juli

Nendza, Gertrud, geb. Samsel, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Kohlenstr. 54, 45289 Essen, am 9. Juli

Riske, Monika, aus Kukukswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Guttenbrunnstraße 110, 71067 Sindelfingen, am 8. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Altmann, Gisela, geb. Felske, aus Praßfeld, Kreis Gumbinnen, jetzt 27211 Bassum, Lerchenstraße 4, am 5. Juli

Boßhammer, Friedel, geb. Hellwig, aus Wehlau, jetzt Vondelstraße 24, 50677 Köln, am 6. Juli

Brink, Hans-Ulrich, aus Treuburg, Schmiedegasse 1, jetzt Dammstraße 3, 35390 Gießen, am 4. Juli

Fetkenheuer, Wolfgang, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Kalkumer Straße 160, 40468 Düsseldorf, am 7. Juli

Geyer, Walter, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Liebigweg 9, 32756 Detmold, am 7. Juli

Grass, Ursula, geb. Rietenbach, aus Wehlau, Oppener Straße, jetzt Bradfordstraße 9, 59063 Hamm, am 8. Juli

Grego, Helene, geb. Gallmeister, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt GDA-Stift, App. 5309, Osterfelddamm 12, 30627 Hannover, am 9. Juli

Jarling, Annemarie, aus Treuburg, Schloßstraße 4, jetzt Beethovenstraße 16, 17438 Wolgast, am 6. Juli

Karok, Hedwig, aus Hohenwalde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heuhohlweg 9, 61462 Königstein, am 4. Juli

Kowalski, Horst, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Josef-Müller-Straße, 126, 38300 Wolfenbüttel, am 7. Juli

Kownatke, Elfriede, geb. Sprengel, aus Lank, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dorfstraße 20, 04603 Saara Gleima, am 9. Juli

Lück, Brigitte, geb. Hinz, aus Neidenburg, Deutsche Straße 12, jetzt Gückelsberg 2, 69226 Nussloch, am 2. Juli

Maak, Horst aus Sangnitten, Kreis Preußisch Eylau, jetzt Ringweg 26, 14532 Kleinmachnow / Potsdam Land, am 3. Juli

Schaar, Dorothea, geb. Kaminski, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Hirschberger Straße 16, 74189 Weinsberg, am 6. Juli

Scheidereiter, Friedrich (Fritz), aus Steinkirch, Kreis Schloßberg und Ebenrode, jetzt Rich.-Wagner-Straße 19, 51674 Wiehl, am 3. Juli

Schmidt, Gertrud, geb. Sokolowski, aus Ortelsburg, jetzt Schwabacher Str. 203, 90763 Fürth / Bayern, am 4. Juli

Schödel, Käthe, geb. Pucknuss, aus Tilsit, jetzt Töpferstraße 20, 49078 Osnabrück, am 7. August

Sonder, Marie, geb. Blask, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Sonnige Höhe 22, 44894 Bochum, am 7. Juli

Spionek, Elisabeth, geb. Papst, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Osterende 33, 21785 Belum, am 4. Juli

Steffen, Viktor, aus Bischofstein, Kreis Rößel, jetzt Weidestraße 10, 23701 Eutin, am 5. Juli

Wiezorrek, Helene, geb. Jewski, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Blumenthaler Straße 35, 28790 Schwanewede, am 3. Juli

ZUM 80. GEBURTSTAG

Abramski, Gerhard, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Gänsefußweg 4, 30890 Barsinghausen, am 6. Juli

Baron, Konrad, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt Märkische Straße 165, 42281 Wuppertal, am 7. Juli

Behringhoff, Erna, geb. Taubert, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, jetzt Engelbertusstraße 54, 45473 Mülheim an der Ruhr

Bondzio, Kurt, aus Wittenwalde, Kreis Lyck, jetzt Halfmannstraße 107, 47167 Duisburg, am 5. Juli

Bruderek, Ernst, aus Erben, Kreis Ortelsburg, jetzt Hollernstraße 86, 21723 Hollern, am 4. Juli

Brückner, Heinrich, aus Schützendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Dorfstraße 84 D, 17375 Leopoldshagen, am 8. Juli

Cordts, Gerda, geb. Anton, aus Königsberg, jetzt Alte Heerstraße 8 a, 28259 Bremen, am 6. Juli

Depke, Gertraud, geb. Sokolowski, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Hoher Weg 25, 46514 Schermbeck, am 6. Juli

Depner, Ursula, aus Behlenhof, Kreis Pr. Holland, jetzt Oderstraße 21, 45721 Haltern am See, am 5. Juli

Fertig, Karl, aus Allenburg, Königstraße, Kreis Wehlau, jetzt Steinförderstraße 115, 29323 Wietze, am 4. Juli

Fibiger, Anton, aus Tapiau, Soldatenweg, Kreis Wehlau, jetzt Danziger Straße 3, 31515 Wunstorf, am 4. Juli

Hagel, Walter, aus Sieden, Kreis Lyck, jetzt Röntgenring 2, 40878 Ratingen, am 7. Juli

Janzen, Gerhard, aus Hoffnungsmühle, Kreis Mohrungen, jetzt Heroldstraße 6, 46119 Oberhausen, am 7. Juli

Jaschinski, Heinz, aus Ortelsburg, jetzt Segeberger Landstraße 112, 24145 Kiel, am 3. Juli

Kerstom, Frieda, geb. Jopp, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt Iselinstraße 20, 60386 Frankfurt, am 7. Juli

Lütteken, Ehrentraut, geb. Rogalla, aus Grünlanden, Kreis Ortelsburg, jetzt Lingenauweg 8, 57392 Schmallenberg, am 3. Juli

Meisner, Ulrich, aus Grünheide, Kreis Treuburg, jetzt Vor den Höfen 36, 29646 Bispingen, am 9. Juli

Sachs, Dorothea, geb. Mex, aus Wiesenweg, Kreis Treuburg, jetzt Arminiusstraße 12, 90402 Nürnberg, am 9. Juli

Scheel, Hedwig, geb. Niedzwetzki, aus Ulrichsfelde, Kreis Lyck, jetzt OT Röbel, 23701 Süsel, am 3. Juli

Scheffler, Hans-Dietrich, aus Rittergut Linken bei Waldau, Kreis Königsberg-Land, jetzt Sanddornweg 5, 23738 Lensahn, am 21. Juni



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Labrenz, Horst, aus Gr. Klingbeck, Kreis Heiligenbeil, und Frau Sieglinde, jetzt Rittergartenstraße 6, 67433 Neustadt a. d. Weinstraße, am 7. Juli

Losigkeit, Benno, und Frau Ursula, geb. Jacobi, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Rosmart 43, 58762 Altena, am 7. Juli

Puschat, Alfred aus Insterburg und Tilsit, und Frau Doris, geb. Kretschmann, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Bojeweg 44, 22033 Hamburg-Bergedorf, am 7. Juli

Preußen – aktueller denn je!

Erlebnisbericht vom XXV. osteuropäischen Seminar in Wustrau bei Neuruppin



Gastgeschenk: Erhard Bödecker (r.) empfängt den Dank der Seminarteilnehmer Foto: privat

Die Ost- und Westpreußen machten anläßlich des osteuropäischen Seminars vom 25.–28. Mai eine Fahrt nach Potsdam und Berlin. Die Reise wurde konzipiert und vorbereitet von Peter Bansleben, Gerhard Liessau und seiner Frau Sigrid. Es war eine gelungene Reise. Eine Reisegruppe aus Süddeutschland startete mit dem Bus in Freiburg, in Rastatt und Stuttgart stiegen weitere Teilnehmer zu. Die Fahrt ging nach Potsdam, wo wir um 18 Uhr eintrafen. Die Unterbringung erfolgte in einem Jugendgästehaus und einer kleinen Pension. Abendessen und Frühstück gab es im Jugendgästehaus.

> Preußen war ein Rechtsstaat, lange vor anderen

Am 26. Mai fuhren wir um 8.30 Uhr nach Wustrau. Wir fanden dort eine brandenburg-preußische Gutslandschaft mit einer alten Kirche aus Feldsteinen. Ein Pfarrhaus und Gesindehäuser waren auch noch vorhanden. Hier baute sich der ehemalige Berliner Privatbankier Ehrhard Bödecker sein Brandenburg-Preußen-Museum. Es war seine Liebe zu Preußen, die ihn zwang, sein Projekt zu verwirklichen. Er hat weder Geld noch Arbeit gescheut, um mit seinem Museum etwas Licht in das Dunkel der verlöschenden Erinnerung zu bringen. Er will „Wissenslücken über Preußen, diesen erstaunlichen Staat“ schließen helfen. Er will versuchen, das offizielle, sehr negative Preußenbild, das die alliierten Siegermächte 1947 propagiert haben, um den Staat Preußen aufzulösen, zu relativieren. 500 Jahre Hohenzollernherrschaft darf nicht durch zwölf Jahre Nationalsozialismus vergessen gemacht werden. Auf 350 Quadratmetern Ausstellungsfläche hat Erhard Bödecker zirka 200 Exponate ausgestellt, die er jahrelang auf Sammlerbörsen und Auktionen zusammengekauft hat. Die Begleittexte, Statistiken und den 120seitigen Katalog hat er selbst geschrieben. Eine derartige Geschichtsdarstellung ist beispiellos. Er konnte sich den Aufbau dieses Museums in relativ kurzer Zeit leisten, weil er den Bau selbst finanziert hat und keine staatlichen Bevormundungen berücksichtigen mußte. In einem interessanten Vortrag erläuterte Erhard Bödecker die teils richtungweisenden Gesetze in Preußen und brachte Vergleiche zu heutigen Zuständen.

Beispielsweise wurde 1717 die allgemeine Schulpflicht für Knaben und Mädchen eingeführt. Ab 1750 gab es in jedem Ort eine Schule und einen Lehrer. Das führte dazu, daß es in Preußen nur 0,9 Prozent Analphabeten gab. Das war die geringste Quote der Welt, Preußen stand an der Spitze der Bildung. Bereits 1879 wurde ein Gesetz zur Handhabung und dem Genuß von Lebensmitteln verabschiedet. Darin heißt es: „Tiere die an Krankheiten leiden, dürfen nicht geschlachtet und verzehrt werden. Stoffe und Tapeten dürfen nur mit Farben und Klebemitteln behandelt werden, die gesundheitlich unbedenklich sind“. Die Gesundheit der Menschen stand an erster Stelle. Preußen war ein Rechtsstaat. Der Staat durfte nicht mehr ausgeben als er einnahm. Die Steuerquote lag bei sechs bis acht Prozent, die niedrigste in Europa. In Preußen gab es zirka 600 000 Beamte. Heute sind es zirka fünf Millionen. In Berlin waren 1912 um die 30 000 Beamte bei 2,2 Millionen Einwohnern – heute sind es 160 000 Beamte bei 3,5 Millionen Einwohnern. Dieser Zustand müßte dringend verbessert werden.

Die Museums-Exponate lassen 500 Jahre Preußen Revue passieren. Besondere Ereignisse waren der Dreißigjährige Krieg, die Gründung der Universität Halle, die Gründung der Halleschen Anstalten, die Abschaffung von Folter und Hexenverfolgung 1714, das Verbot des Sklavenhandels (im Gegensatz zu Europa), das allgemeine Landrecht von 1794 (gleiche Rechte für jederman), die Gründung des Deutschen Bundes 1815, des Deutschen Zollvereins 1834, des Norddeutschen Bundes 1867 sowie die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen 1870 und die Proklamation des Kaiserreichs 1871. Preußen-Deutschland war ein Bildungs- und Wissenschaftsstaat. Von 1901–1920 bekamen 20 Deutsche den Nobelpreis. (England 8, Frankreich 7, USA 2). Deutsche Produkte erreichten Weltgeltung. Das Kaiserreich war der erste moderne Sozialstaat. Der Erste Weltkrieg war bis zu jenem Zeitpunkt die größte Katastrophe für Europa. Die vorhandenen Dokumente und Unterlagen dokumentieren, daß Deutschland nicht allein Schuld ist am Kriegsausbruch. Von 1800-1940 war Deutschland an 23 Kriegen beteiligt, Frankreich an 75, England an 80.

Im Seminar „Ist das Preußentum noch zeitgemäß“ trug Ehrhardt Bödecker vor: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, weiß nicht, was wir falsch machen. Wir machen vieles falsch.“ So begann der Vortrag. Kernpunkte waren Arbeitslosigkeit und Rückgang des Bildungs- und Ausbildungsstandes. Die Gewerbeordnung von 1869 schaffte für Unternehmer und Mitarbeiter Verhältnisse zur freien Übereinkunft ihrer Arbeitsbedingungen und Entlohnung. Heute werden Unternehmer durch eine Vielzahl von Gesetzen gegängelt. Die Staatsverschuldung im Kaiserreich war null. Heute beträgt sie zirka 1,5 Billionen Euro.

In seinem Vortrag wies Prof. Dr. Wolfgang Stribrny, Präsident des Preußeninstituts, auf den Weitblick der preußischen Herrscher und der in dieser Zeit entstandenen Gesetze hin, wie das allgemeine Landrecht von 1701, Religionsfreiheit, allgemeine Schulpflicht, demokratisches Wahlrecht und Sozialgesetze. Diese Gesetze brachten Preußen nach vorn. Preußen und Deutschland waren richtungsweisend für Europa. Die anderen europäischen Großmächte, die sich vorwiegend auf ihre Kolonien und nicht auf eigene Arbeit verließen, kamen durch die Vorteile, die die deutschen Arbeiter hatten, in Schwierigkeiten. Die negative Propaganda trug auch zum Entstehen des Ersten Weltkrieges bei. Bei einer möglichen Neugliederung der Bundesländer könnten Brandenburg und Berlin wieder Preußen heißen, so Stribrny. Auch wir könnten auf unsere Vorfahren stolz sein, schloß er. Peter Bansleben erläuterte in seinem Vortrag Richtlinien, die in der Zukunft beherzigt werden sollten. Bei uns ist es notwendig, die ideellen Werte Preußens wieder zur Richtschnur für das Leben zu machen. Freiheit verlangt Opfer und Pflichten von uns – Kapitalismus und Sozialismus sind kontraproduktiv und keine tragfähigen Alternativen. Der Materialismus müsse überwunden werden. Ohne Preußen sei in Deutschland kein Staat zu machen!

> Kartoffeln am Grab des »Alten Fritz«

In diesem Seminar wurden wir an Taten und Begebenheiten erinnert, die unsere Vorfahren unter ungleich schwierigeren Voraussetzungen vollbracht haben. Sie haben weitsichtig und vorausschauend Wege geebnet, die leider in späteren Zeiten wieder verlassen wurden. Dadurch wurde vielen Menschen großes Leid zugefügt. Wir müssen aufpassen, daß sich die Vorgänge des letzten Jahrhunderts nicht wiederholen. Anschließend an die geistige Belastung machte die Gruppe einen Spaziergang durch Wustrau. Es ist ein sehr schöner Ort mit hübschen Häusern und schönen Blumen. Nach einem gemeinsamen Abendessen machten wir auf der Rückfahrt einen Abstecher nach Fehrbellin, wo der Große Kurfürst mit Hilfe der einheimischen Bauern die eingedrungenen Schweden wieder aus Brandenburg vertreiben konnte.

Am Sonnabend waren Besichtigungen in Potsdam und Berlin vorgesehen. In Potsdam erwartete uns der „Leibkutscher Friedrichs des Großen“, Georg Pfund, in seiner alten Uniform am Kutschpferdestall. Am Neuen Markt wohnten früher die Handwerker des Königs. Die Häuser sind alle renoviert. Am Alten Markt kann man sich die totale Zerstörung Potsdams durch alliierte Bomber in den letzten Kriegstagen am 15. April 1945 vorstellen. Die Gebäude wurden alle zerstört. Die Nikolaikirche wurde wieder aufgebaut. Das Stadtschloß wurde beschädigt und später von den kommunistischen Machthabern gesprengt. Es soll im alten Stil wieder aufgebaut werden und als Sitz des Brandenburgischen Landtags Verwendung finden. Auch die Garnisonkirche soll im alten Stil wiedererbaut werden. Der Bus fuhr uns durch das Holländische Viertel und durchs Nauener Tor nach Sanssouci. Wir machten einen Besuch am Grab Friedrichs des Großen. Auf der Grabplatte werden immer frische Blumen

Fortsetzung auf Seite 16

und Kartoffeln abgelegt. Anschließend besichtigten wir noch die neuen Kammern. Die Führung übernahm Herr Bansleben. Nach dem Mittagessen fuhren wir nach Berlin zum Schloß Charlottenburg, besichtigten mit einem Führer die Repräsentations- und Wohnräume von König Friedrich I. Die Räume wurden im barocken Stil mit den alten Möbeln wieder aufgebaut. Unser Busfahrer machte anschließend mit uns noch eine kleine Stadtrundfahrt durch Berlin.

Am Sonntag war unser letzter Programmpunkt: Spaziergang unter den Linden in Berlin. Am Brandenburger Tor erwartete uns der „Alte Fritz“ (Dr. Olaf Kappelt) in voller Uniform. Er machte mit uns eine Zeitreise ins preußische Rokoko. Er erzählte uns fast zu jedem Haus eine Geschichte. Wir erfuhren auch viele Anekdoten über ihn und seine Familie. Unser königlicher Spaziergang war am Dom beendet. Es war ein Vergnügen, diesem Mann mit seinem großen Wissen der Preußischen Geschichte zuhören zu dürfen. Wir mußten jetzt schnell zur S-Bahn, denn unser Bus erwartete uns schon am Bahnhof Potsdam. Nach einer angenehmen Fahrt waren wir um 22 Uhr in Stuttgart und um 24 Uhr in Freiburg.

Diese Exkursion in preußische und deutsche Geschichte mit zirka 500 Jahren Hohenzollernherrschaft hat uns viel Wissen vermittelt, das in den letzten Jahrzehnten unterdrückt wurde. Es war ein Geschichtsunterricht der besonderen Art. Er trug dazu bei, daß man als Deutscher auf die Wurzeln der Preußischen Geschichte stolz sein kann. Das Museum des Herrn Bödecker in Wustrau enthält so viel Informationen über Preußen, daß man jedem Besucher in Potsdam oder Berlin einen Besuch unbedingt empfehlen kann. Ist Preußen noch zeitgemäß? Aus unserer Sicht ist Preußen noch zeitgemäß – mehr denn je !

M. Schulze

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Bundesvorstand – Sonnabend, 22. Juli, 14 Uhr, 2. Völkerballfest der ostpreußischen Jugend in Lötzen. Programm anfordern unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – Sonntag, 23. Juli, 10 Uhr, großes ostpreußisches Sommerfest auf der Feste Boyen in Lötzen. Es werden rund 2000 Teilnehmer aus Ostpreußen und der Bundesrepublik anreisen. – 21. bis 29. Juli, BJO-Freizeit im Kreis Lyck. Lyck, Lötzen, die Masurischen Seen und Danzig stehen auf dem Programm. Informationen unter knapstein@ostpreussen.de (E-Mail). – 23. Juli bis 6. August, Kinderfreizeit in Ottendorf (Kreis Cuxhaven) unter der Leitung der stellvertretenden BJO-Bundesvorsitzenden Aneta Maciag in Kooperation mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen).

BJO-West – Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr, „Kleines Ostpreußentreffen“ der Landesgruppe NRW auf Schloß Burg. Der BJO ist mit einem Infostand und dem beliebten Café Lorbaß vertreten. Beginn der Veranstaltung: 11 Uhr, Kundgebung: 14 Uhr. Nähere Informationen unter www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Mittwoch, 5. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe auf dem „Reiterhof“ in Buchen. Lydia Seitz aus Walldürn wird überaus Interessantes erzählen: „Ich war Sekretärin in der Wolfsschanze“. Abfahrt ist um 14.45 Uhr in Buchen, Musterplatz und Edeka.

Schwäbisch Hall – Freitag, 14. Juli, 15 Uhr, Ausstellung „Heimat verloren, Heimat gewonnen“. Dies ist das Thema einer Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen. Anlaß dieser Präsentation ist die Auflösung der Ostdeutschen Heimatstube in Schwäbisch Hall. Die Ausstellungsstücke wurden bisher von den Heimatvertriebenen betreut und finden nun eine neue Unterkunft im alten Schulhaus von Satteldorf, das vor Jahren ins Freilandmuseum überführt wurde. Der erste Schritt ist nun, einzelne Erinnerungsstücke an die Heimat in Ostpreußen, Schlesien, Eger- und Sudetenland, zu zeigen. Gleichzeitig wurden Interviews der Heimatvertriebenen und ihr Schicksal auf Videofilmen festgehalten und im Ausstellungsgebäude gezeigt. Die Ausstellung wird vom Schwäbisch Haller Oberbürgermeister Herman-Josef Pelgrim und dem Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Albrecht Bedal feierlich eröffnet. Zu Museumsbesuchszeiten ist die Ausstellung täglich anzuschauen. Während der Woche und an Wochenenden stehen die Heimatvertriebenen für Fragen und Führungen gerne zur Verfügung.

Schwenningen – Spaziergang der Wandergruppe. Termin und Uhrzeit werden rechtzeitig den Teilnehmern mitgeteilt.

Stuttgart – Dienstag, 11. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Kleiner Saal. Thema: „Heimat deine Sterne“. Bedeutende ostpreußische Frauen werden vorgestellt. Mit Uta Lüttich.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 16. Juli, 17.30 Uhr Ost-Südostdeutscher Volkstumsabend im Ulmer Kornhaus (Programmbeginn 18 Uhr). Es wird um zahlreiches Erscheinen gebeten. – Donnerstag, 20. Juli, 10 Uhr, Treffen der Frauengruppe am Ulmer Hauptbahnhof. Fahrt zur Landesgartenschau nach Heidenheim. Anmeldungen bitte bei Frau Stegmaier.

Foto-Projekt

Düsseldorf / Ortelsburg – Sonnabend, 2. September, bis Dienstag, 12. September 2006 veranstalten die Kulturgemeinschaft Borussia (Allenstein) und die Aktion West-Ost e.V. (Düsseldorf) ein historisch fotografisches Projekt in Ortelsburg, Masuren. Das deutsch polnische Projekt für 20 Jugendliche soll in Ortelsburg den Spuren auf den Grund gehen, die auf die wechselhafte Geschichte des Ortes verweisen. Anmeldeschluß ist der 10. Juli 2006. Nähere Informationen bei der Aktion West-Ost e.V., Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf, Telefon / Fax (02 11) 4 69 31 95, E-Mail: aktion-west-ost@bdkj.de



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 15. Juli, 15 Uhr Treffen in der „Orangerie“. Thema: Im Bernsteinwald. Schönes und Interessantes über Bernstein. Vortrag mit Christel Hoßfeld.

Nürnberg – Freitag, 14. Juli, 15 Uhr findet ein Sommersingen in den Tucherstuben am Opernhang mit Frau Back statt. Dazwischen gibt es ostpreußischen Humor. Am 22. und 23. Juli gibt es in Ellingen bei Weissenberg ein Großes Trakehnerfestival mit einer Parade schöner Pferde.

Weiden – Zu einem Heimatnachmittag in der Gaststätte Heimgarten konnte der 2. Vorsitzende Norbert Uschald in Vertretung des sich in Urlaub befindlichen 1. Vorsitzenden Hans Poweleit zahlreiche Mitglieder und Gäste willkommen heißen. Nach dem Ost- und Westpreußenlied gratulierte die Kassiererin Ingrid Uschald den im Juni geborenen Landsleuten. Der 2. Vorsitzende berichtete danach über den ostpreußischen Pfefferkuchenstreit, der zwischen der westpreußischen Stadt Thorn und der ostpreußischen Hauptstadt Königsberg Jahrhunderte lang schwelte und auch die Ratsherren oft beschäftigte. Der Hintergrund war das Bemühen der Thorner, ihre „Thorner Katharinchen“ auch in Königsberg anzubieten, was die Königsberger nicht nur verhindern wollten, sondern sie sogar an nachgemachten „Thornern“ selbst verdienten. Ingrid Uschald und Josef Bäumler trugen mit Wortbeiträgen ebenfalls zum Gelingen der Veranstaltung bei. Anita und Norbert Uschald sorgten mit vielen Volksliedern für die musikalische Umrahmung. – Am Dienstag, 11. Juli, 19 Uhr können Landsleute am Gartenfest des Heimatrings im Pausenhof der Clausnitzer Schule teilnehmen. Der nächste Heimatnachmittag findet erst am Sonntag, 3. September, 14.30 Uhr im Heimgarten statt.

Hof – Sonnabend, 8. Juli, 12.15 Uhr (Rehau) Ausflug der Ost- und Westpreußen zum Altvaterturm bei Lehesten in Thüringen. Weitere Abfahrtszeiten: 12.30 Uhr Hauptbahnhof Hof, 12.40 Uhr Konradskirche Hof (Ernst-Reuter-Straße). Gäste sind herzlich willkommen. Um rege Beteiligung wird gebeten. Anmeldungen bei Klaus Napromski, Telefon (0 92 81) 9 43 70. – Bericht vom Monatstreffen im Juni im Restaurant Kuhbogen, Hof. Es war wieder so weit, daß sich die Gruppe Hof zu ihrer monatlichen Zusammenkunft im Restaurant am Kuhbogen in Hof traf. Trotz des sommerlich warmen Wetters waren doch zahlreiche Mitglieder und Gäste gekommen, die der 1. Vorsitzende Christian Joachim herzlich willkommen hieß. Traditionsgemäß gratulierte er mit den besten Wünschen den gewesenen Geburtstagskindern und alle stimmten laut in ein gemeinsam gesungenes Frühlingslied ein. Mit verschiedenen Gedichtvorträgen von der Heimat erfreute Hildegard Drogomir die Anwesenden. Als Prominenten hatte sie den ostpreußischen Komponisten Herbert Brust ausgewählt. Wohl kein Lied verbindet die ostpreußischen Landsleute so stark wie „ihr“ Ostpreußenlied „Land der dunklen Wälder“, das bei keiner Veranstaltung fehlen darf. Wir alle haben es ungezählte Male gesungen, aber wer weiß wirklich, daß die Vertonung dieses Liedes der ostpreußische Komponist Herbert Brust verfaßt hat. Das Lied stammt aus dem Oratorium „Ostpreußenland“, das Brust zu Beginn der 30er Jahre vertont hatte. Seine Lebensgeschichte rundete den Vortrag ab. In einem sehr anschaulichen bebilderten Vortrag ging Christian Joachim auf das ausgesuchte Thema des Nachmittags „Oberländer Kanal“ ein. Kanäle verbinden die natürlichen schiffbaren Gewässer. Eine Besonderheit ist der Oberländische Kanal, der einen Höhenunterschied von 104 Metern zwischen Osterode im Oberland und Elbing nicht durch Schleusen, sondern durch fünf geneigte Ebenen überwinden läßt. Flachbodige Schiffe schwimmen in einen dockähnlichen Wagen und werden auf Schienen über die Erhebung gezogen (erbaut: 1844/60). Es war beeindruckend, auf den Bildern zu sehen, wie auf dem Oberländischen Kanal auf einer geneigten Ebene die Schiffe über Land rollen. Großer Beifall war der Dank für diesen interessanten Vortrag. Mit Vorträgen aus der Gruppe saß man an den mit Birkengrün und Schokoladenkäfern geschmückten Tischen noch lange zusammen. Herr Joachim dankte für diesen schönen Nachmittag.

Kitzingen – Freitag, 21. Juli, 14.30 Uhr, Sommerfest in der „Eherieder Mühle“. – Bericht von der ersten Mehrtagesfahrt des VdK Ortsverbandes Kitzingen und der Ostpreußen-Kreisgruppe, Ziel war das Südtiroler Unterland. Bereits am frühen Nachmittag erreichten wir unser Standquartier, das Hotel „Teutschhaus“ im malerischen Ferienort Kurtinig an der Südtiroler Weinstraße. Kurtinig mit geringster Meereshöhe in Südtirol (212 m) bot sich als zentraler Ausgangspunkt für unsere Ausflugsziele an, gab es doch an landschaftlichen Gegensätzen viel zu entdecken: Schroff die Zacken und Türme der einzigartigen Dolomiten, sanft der Gardasee mit seinen lieblichen, charakteristischen Dörfern und idyllischen Plätzen. Eine Fahrt mit Reiseleiterin „Marianne“ führte durch die Salurner Klause – der deutschitalienischen Sprachgrenze – zur Wallfahrtsstätte „St. Romedios“, weiter durch das Nonstal hinauf zum Mendelpaß (1336 m) mit Blick auf die Brentagruppe, dann über die Mendelpaßstraße mit herrlicher Sicht auf den Kalterer See über Altenburg nach Kältern und Kalterer See. Am Dienstag folgte dann die Dolomitenrundfahrt. Bei der Auffahrt mit ihren 27 Kehren zum Paß Pardoi (2.239 m) ließen wir die Faszination der fahlen Bergriesen auf uns wirken. Als Gegensatz zu den schneebedeckten Dolomiten erlebten wir am nächsten Tag die Besichtigung der blühenden Gärten von Schloß Trauttmansdorff bei Meran. 2005 wurde er zum schönsten Garten Italiens gekürt. Farbenprächtig bot sich uns ein Blütenmeer von unzähligen Tulpen und Narzissen, Rhododendren, Kamelien, Mohn und blühenden Bäumen, aber auch Olivenhainen, Orangerien, Wasser- und Terrassengärten sowie ein Orchideenbau. Aber auch ein Abstecher nach Meran durfte nicht fehlen. In der ehemaligen weltberühmten Kurstadt ist noch viel vom Flair vergangener prunkvoller Tage zu spüren. Am Donnerstag starteten wir mit Reiseleiterin „Marianne“, die uns mit viel Liebe und Kenntnis ihre Heimat erklärte, zum Gardasee mit seinen stimmungsvollen Städtchen und einer grandiosen Natur. Auf der Hinfahrt kehrten wir in Mezzocorona in der Sektkellerei Rotari zur Besichtigung und Sektprobe ein. Halt war in Malcesine mit seiner hoch aufragenden Burg am östlichen Ufer des Gardasees und einer unversehrt gebliebenen Altstadt aus dem Mittelalter. Weiterfahrt nach Riva. Wir fuhren durch eine beeindruckende Landschaft mit Palmen, Zypressen, Oliven-, Zitronenbäumen. Die bunten Fassaden im Hafen von Riva versprühen Lebensfreude. Die Stadt bietet eine wunderbare Mischung aus altösterreichischem Flair und italienischer Eleganz. Am Freitag galt unser Ausflug dem Sarntal. Die Anfahrt durch die wildromantische Schlucht war unbeschreiblich. Am vorletzten Tag machten wir noch einmal einen Ausflug entlang der Südtiroler Weinstraße – blühende Obstplantagen und Weinberge, so weit das Auge reicht. Neumarkt, unser erster Halt, zeigte sich in der Altstadt von seiner schönsten Seite. Nach einer kleinen Wanderung durch das Naturschutzgebiet Montiggler Seen mit seinem herrlichen Mischwald machten wir noch einmal Halt in Tramin, der Heimat des edlen „Gewürztraminers“. Am Sonntag trauten wir unseren Augen kaum, es hatte bis auf 1000 Meter geschneit. Ein einmaliges Bild bot sich uns. Doch bevor wir endgültig die Heimreise antraten, machten wir noch Halt zu einem Bummel im Künstlerstädtchen Klausen und kehrten noch im Hotel „Untertheimer Hof“ im Bergdorf Villanders mit herrlichem Blick auf das Eisacktal und zu den schneebedeckten Dolomiten ein. Juniorchef „Walter“ unterhielt uns mit seinem Akkordeon und erzählte uns so manchen Witz. Viel zu schnell waren die herrlichen sonnigen Tage im traumhaften Südtirol zu Ende. Danke galt dem Buskapitän „Udo“ für seine rücksichtsvolle Fahrt. In den Abendstunden erreichten wir wohlbehalten unsere Weinstadt Kitzingen wieder.

Landshut – Dienstag, 18. Juli, Zusammenkunft in der „Insel“.

München – Freitag, 14. Juli, 14 Uhr, Zusammenkunft der Frauengruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München.

Starnberg – Mittwoch, 12. Juli, 8 Uhr (Abfahrt Starnberg-Seebahnhof), Busfahrt nach Bad Wörrishofen mit Stadtbummel, Besichtigungen und Besuch der Falknerei.

Weißenburg-Gunzenhausen – Freitag, 14. Juli, Sommerabend der Gruppe in der Gaststätte Rö-

schelskeller, Gunzenhausen. – Sonnabend, 15. Juli, Gemeinsamer Ausflug der Gruppe in den Bayerischen Wald/Zwiesel mit dem Bus. Anfragen bei den Eheleuten Mann, Telefon (0 98 31) 61 02 42.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Mohrungen – Freitag, 14. Juli, 15 Uhr, Treffen in der „Sternstunde“, Kreuznacher Str. 29, 14197 Berlin. Anfragen an Ursula Dronsek, Telefon 2 16 43 38.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Dienstag, 11. Juli, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe, Roter Turm an der Domsheide.

Bremerhaven – Am 21. April teilte sich die Gruppe: Einige (14 Personen) besuchten unter Führung von Marita Jachens-Paul das Deutsche Auswanderer-Haus. Sie ließen sich in die Zeit der Auswanderer entführen, die über 200 Jahre lang zu Millionen das alte Europa verließen und über Bremen / Bremerhaven sowie Hamburg in die Neue Welt gingen. Die anderen (24 Personen) machten unter der Leitung von Wolfgang Paul und Jürgen Sandmann eine „Kreuzreise“ von 15 Minuten Dauer mit der Weserfähre nach Blexen ins Butjadinger Land. Man konnte an Bord bei herrlichem Frühlingswetter und spiegelglatter „See“ draußen sitzen und die Sonne genießen. Im „Wasserschlößchen“ wurde bei Kaffee / Tee und Torte plachandert. Von der Wirtin erfuhren wir, daß wir in der Veranda der Gaststätte noch auf Bremerhavener Gebiet saßen, jedenfalls in früheren Zeiten, denn die Unterweserstadt hatte auf dem Oldenburger Ufer ein kleines Stückchen Hoheitsgebiet – kuriose Grenzziehung! Barbara Sandmann trug eine Geschichte, die zum Schmunzeln anregte, aus einem uralten Lesebuch vor. Klaus Eichholz' alte Ansichtskarten von Blexen und den früheren Fährschiffen machten die Runde. Nach kurzem Spaziergang am Fähranleger enterten wir wieder die Weserfähre und fuhren zurück nach Bremerhaven, dessen Skyline von See aus ganz anders ist, als wir Stadtmenschen normalerweise kennen. Man sah im Fischerhafen die Masten der „Gorch Fock“, die zum Bodenanstrich im Bredo-Dock liegt. Fazit: eine geteilte Gruppe, deren Teile aber voll auf ihre Kosten kamen. Sollte man wiederholen, wenn die Meinungen nicht unter einen Hut zu bringen sind. – Ehepaar Schubert verabschiedet: Die Leiterin der Frauengruppe Sigrid Schubert und ihr Ehemann Klaus werden im Juni Bremerhaven verlassen und nach Hessen ziehen. Auf der letzten Jahreshauptversammlung der Frauen am 28. April wurden sie von der Vorsitzenden der Bremerhavener Ostpreußen, Marita Jachens-Paul, offiziell verabschiedet. Sigrid Schubert erhielt ein Buchgeschenk mit dem bezeichnenden Titel „Ostpreußen, ade“. Wir danken den beiden für ihre geleistete Arbeit und den Einsatz in der Ortsgruppe und wünschen ihnen viel Glück für den Neubeginn im Odenwald. – Wir weisen schon jetzt auf die Festveranstaltung anläßlich unseres 80jährigen Bestehens am 22. September 2006 im „Haus am Blick“ hin! Bitte merken Sie sich diesen Termin vor!



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt 7.30 Uhr, Hamburg-Hauptbahnhof, Kirchenallee. Preis: 72 Euro pro Person im DZ; darin enthalten: Busfahrt, fachkundige Führung auf dem Golm, Kaffee und Kuchen, Abendbuffet, Übernachtung, Frühstücksbuffet. Es sind nur noch wenige DZ frei. Näheres bei Walter Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Nachruf: Hildegard Gudath, geb. Jenett, in Stobingen, Kreis Insterburg, geb. 30. September 1928, gest. 16. Juni 2006, Wildermuthring 84, 22415 Hamburg. „Wir wollen nicht traurig sein, weil wir dich verloren, sondern dankbar, daß wir dich gehabt haben.“ In Dankbarkeit für heimatliche Treue, der Vorstand Insterburger Gruppe in Hamburg, Manfred Samel.

Sensburg – Sonntag, 2. Juli, 15 Uhr, Grillparty im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Anmeldungen umgehend an K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonnabend, 15. Juli, bis Donnerstag, 27. Juli, Ost- und Westpreußenreise von Vorstandsmitglied Brigitte Sattler. Auf dem Programm stehen Masuren, Danzig, Osterode, Thorn, Posen, Marienburg, Frauenburg, der Oberlandkanal und weitere bekannte Sehenswürdigkeiten.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Bad Bevensen – Der diesjährige Sommerausflug der Bevenser Ost- und Westpreußen führte die Gruppe zur Landesgartenschau nach Winsen / Luhe. Bei herrlichem Wetter wurde die großzügige und schöne Anlage besichtigt, wobei auch ein bißchen Wehmut dergestalt aufkam, den Zuschlag zur Ausrichtung der Landesgartenschau in der Kurstadt Bad Bevensen nicht erhalten zu haben. Eine Fahrt mit dem Wassertaxi auf der Luhe gehörte ebenso zum Besichtigungsablauf wie das obligatorische Kaffeetrinken auf dem Ausstellungsgelände. Nach einer gemütlichen Heimfahrt durch die Lande der Nordheide endete ein interessanter und schöner Tag.

Delmenhorst – Dienstag, 4. Juli, treffen sich die Frauen- und die Männergruppe jeweils um 15 Uhr in der „Delmeburg“ beziehungsweise in der Kulturstube in der Parkschule zu einem Heimatnachmittag. Dort werden der Tagesausflug nach Norderney und in die Lüneburger Heide besprochen.

Göttingen – 13. Juli, Besuch eines Bierhofes in Witzenhausen.

Oldenburg – Bericht über unsere Versammlung am 14. Juni 2006. Das Diakonissenmutterhaus in Vandsburg, Westpreußen, das sich nach dem Krieg in Lemförde als Diakonissen-Mutterhaus Altvandsburg neu gründete, war Thema unseres Nachmittages im Juni. Schwester Ingeborg Rebischke, die heute in der Landeskirchlichen Gemeinschaft Oldenburg als Diakonissin tätig ist, gehört zum Mutterhaus in Lemförde und zeigte uns einen einstündigen Videofilm über die Gründung des Diakonissenhauses Vandsburg, das seine Wurzeln in Borken in Masuren hat. Nach der Verlagerung nach Vandsburg 1900 wächst es dort schnell zu einem starken Mutterhaus, das weitere Häuser im Deutschen Reich gründet. Durch den Versailler Vertrag fällt das Stammhaus an Polen, zirka 120 Schwestern verbleiben in Vandsburg, die anderen gehen ins Reich. Das Vandsburger Werk wird vom Diakonieverband selbstständig und führt seine Arbeit innerhalb der lutherischen Kirche Westpreußen-Posen weiter. Auch die Nationalsozialisten haben das „Vandsburger Werk“ in seiner Arbeit nicht stören können, wiederum wird es Lazarett. Aber bei Kriegsende ist Schluß: Alle Schwestern verlassen am 26. Ja-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Anzeigen

Seinen  Geburtstag

feiert am 2. Juli 2006

Werner Hoffmann

aus Eichmedien/Kr. Sensburg
jetzt Max-Eyth-Weg 3, 29574 Ebstorf

Es gratulieren von Herzen

***Deine Kinder mit ihren Familien
Verwandte und Freunde***

Ich gratuliere meinen Brüdern

Siegfried Scheffler (22850 Norderstedt, Dahlienstieg 19)
25.06.1924 (früh. Rittergut Linken b. Waldau, Königsberg-Land)

Hans-Dietrich Scheffler (23738 Lensahn, Sanddornweg 5)
21.06.1926 (früh. Rittergut Linken b. Waldau, Königsberg-Land)

ganz herzlich zu den Geburtstagen und wünsche ihnen, dass sie auch weiterhin ihr Alter würdevoll annehmen.

Christa Hilgendorff

Statt Karten



Wer an mich glaubt, der wird leben,
auch wenn er gestorben ist.
Joh. 11.25

Anna Nippa

geb. Kowallik

*1. 10. 1932 † 16. 4. 2006
Drugen
Kreis Johannisburg

ist heute erlöst worden.

Wer sie kannte, weiß, was wir verloren haben

Richard Nippa
Kurt Nippa
Birgit und Robert Kiernan geb. Nippa
Enkelkind Catie Rose USA
Astrid Nippa und Bernd Schulemann-Nippa
Anverwandte und Freunde

58119 Hagen-Hohenlimburg, Alte Heerstraße 45

Wenn die Kraft zu Ende geht,
ist die Erlösung Gnade.

Wir nehmen Abschied von unserem geliebten Vater, Schwiegervater und Großvater, Schwager und Onkel, der im gesegneten Alter von 89 Jahren entschlafen ist.

Werner Balzereit

Kapitän a. D.

* 4.2.1917 Ragnit/Ostpreußen † 18.6.2006 Freiburg i. Br.

In Liebe und Dankbarkeit:
Jürgen Balzereit
Brigitte Balzereit geb. Goicke
Christiane Balzereit-von Gierke
Eike von Gierke
mit Svenja und Manuel
sowie alle Angehörigen

Traueranschrift:
79199 Kirchzarten
In den Aumatten 29

Trauerfeier und Beisetzung fanden am Montag, den 26. Juni 2006 in Bremen auf dem Osterholzer Friedhof statt.

München, im Juni 2006

In Deine Hände befehle ich meinen Geist;
Du hast mich erlöst, Du treuer Gott.
Psalm 31.6

Nach schwerer Krankheit nehmen wir Abschied von unserer lieben Schwester, Schwägerin und Tante

Alice Perkuhn

*3. September 1921 † 8. Juni 2006
Steinort Lkr. Königsberg (Pr) München

In stiller Trauer
Wilma Saare mit Familie
Ursula Perkuhn, geb. Till (mit Familie)
und alle Anverwandten

Die Beerdigung fand am Dienstag, 13. Juni, um 15.00 Uhr auf dem Westfriedhof in München-Neuhausen statt.

nuar 1945 das Haus und finden im Juli desselben Jahres im Erholungsheim des Mutterhauses Neuvandsburg in Lemförde, Kreis Diepholz ein Unterkommen. 36 Schwestern beginnen dort den schwierigen Neuanfang in Armut und Elend, aus dem sie sich mühevoll herausarbeiten und wiederum ein neues Mutterhaus gründen. Schwestern, die den Neuanfang noch miterlebten, berichten in dem Film, der vor allem durch die Dokumente aus Vandsburg in Westpreußen eine eindrucksvolle Chronik der Zeit bis 1945 darstellt. Schwester Ingeborg konnte uns eindrucksvoll aus ihrer Arbeit berichten, durch die sie einigen unserer Damen auch bekannt war. Angemessen zum Thema sangen wir zunächst das Westpreußenlied und zum Schluß mit Gitarrenbegleitung durch Schwester Ingeborg das Ostpreußenlied. Im Juli machen wir einen Halbtagesausflug nach Jever mit einem Stadtrundgang und anschließendem Kaffee und Kuchen im Schloß. Abfahrt um 13 Uhr am ZOB, Rückkehr gegen 19 Uhr. Wer noch mitfahren möchte, melde sich bitte bei der Leiterin der Frauengruppe, Gisela Borchers.

Osnabrück – Dienstag, 18. Juli, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel „Ibis“, Blumenhaller Weg 152.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

LANDESGRUPPE

Sonntag, 16. Juli, Kulturveranstaltung auf Schloß Burg.

Dortmund – Montag, 17. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den ostdeutschen Heimatstuben Landgrafenschule, Ecke Märkische. Anläßlich unserer letzten Zusammenkunft sahen wir einen besonderen Film von Margit Eschenbach, Autorin, Regisseurin und Hochschullehrerin in Zürich, betitelt „Eigentlich sind wir (auch) von hier“. Den Spuren ihrer Familie folgend, begegnet die Filmemacherin Menschen und Landschaften und findet Narben, die Flucht und Vertreibung hinterlassen haben. Reisen in eine vergessene Region – Ostpreußen. Mit einem persönlichen Blick nähert sich Margit Eschenbach dem komplexen Thema der Migration im 20. Jahrhundert. Dabei tauchen Fragen an unsere jüngste Geschichte auf, Fragen nach den Gründen der Verdrängung von Erinnerung.

Gevelsberg – Achtung Terminänderung: Sonnabend, 22. Juli, 17 Uhr.

Gütersloh – Sonnabend, 15. Juli, Treffen der Frauengruppe in der Tagespflege „Leben, Wohnen, Begegnen“, Neuenkirchener Str. 20, Gütersloh, zur Besichtigung des Hauses und zum gemeinsamen Kaffeetrinken. Anmeldungen bei Renate Thamm, Telefon (0 52 41) 4 04 22.

Leverkusen – Mittwoch, 12. Juli, Ganztagesfahrt an die Mosel mit Führung durch Bernkastel Kues, einer Schiffsfahrt, Mittagessen und einer Weinprobe in einem traditionellen Weingut. Die Fahrt wird mit zwei großen Reisebussen unternommen. Wir freuen uns, daß wieder Gäste dabei sind, die sich für unsere Landsmannschaft, unser kulturelles Geschehen und unsere Tradition interessieren. Die Fahrt ist zur Zeit ausgebucht – Fragen bitte an Frau Pelke, Telefon (02 14) 9 57 63.

Oberhausen – Mittwoch, 5. Juli, 15.30 Uhr, heimatliche Kaffeestunde der Gruppe im Haus Klapdor, Mülheimer Str. 349, Oberhausen. Gäste sind herzlich willkommen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

LANDESGRUPPE

Donnerstag, 6. Juli, 16 Uhr, trifft sich die Gruppe im Lokal Andechser, Ludwigstr. 73.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

LANDESGRUPPE

Durch Flucht und Vertreibung – wie vom Winde verweht in alle Himmelsrichtungen. Doch ich wollte meinen jahrelangen Kampf bei der Suche einfach nicht aufgeben. Am 19. April 1939 bin ich als Hannelore Marzian in Gorlau im Kreis Lyck geboren. Ich war das Jüngste von drei Mädchen der Familie Marzian. Mein Vater war im Februar 1944 im Krieg in Rußland gefallen. Meine Mutter, Charlotte Marzian, kam mit uns alleine in Sachsen an. Nach der Wende durften wir uns zu unserer Heimat bekennen, und vor nunmehr 15 Jahren bildeten sich die Gruppen der Landsmannschaft Ostpreußen, deren Mitglied ich bin. Seit dem Jahr 2003 arbeite ich ehrenamtlich in der Landesgruppe Sachsen als Kulturbeauftragte. Immer wenn ein großes Treffen der Landsleute stattgefunden hat, ob in Leipzig oder Berlin, suchte ich unermüdlich Menschen, die in dem kleinen Dörfchen Gorlau, Kreis Lyck, geboren sind. Alles vergeblich. Im Jahr 2005 machte ich mich mit meinem Mann auf den Weg nach Hagen. Zum Hagen-Lycker-Treffen hoffte ich sehr, Leute aus Gorlau zu finden, und tatsächlich traf ich einige Personen, die dort geboren sind. Meine Freude war sehr groß. Einige Zeit danach bekam ich eine Einladung zum Treffen der Gorlauer. Ich konnte es kaum fassen, zu groß war das Glück, denn alle wollten sich in Chemnitz treffen. In der Stadt, in der ich nun schon viele Jahre wohne. Im Mai war es endlich so weit. Mit gemischten Gefühlen und Kribbeln im Bauch betrat ich das Hotel „Alexandria“. Ich staunte, wie viele schon zueinander gefunden haben. Da standen alle im Foyer und ich stellte mich zögernd vor: „Ich bin die Hannelore Marzian und in Gorlau geboren. Ich möchte soviel wie möglich von Gorlau und den Menschen erfahren. Ich wurde aufgenommen wie in einer Familie, die ein verlorenes Kind wieder gefunden hat – von einer Umarmung in die andere. So eine Herzlichkeit habe ich da erlebt, die meiner Seele gutgetan hat. Ich fühlte mich angenommen, und mir wurde es warm ums Herz. Das jahrelange Suchen hatte ein Ende. Wir verlebten drei schöne und gut vorbereitete Tage in Chemnitz. Bei der Führung durch Cheninitz erfuhren wir viel Interessantes. Die Stunden vergingen viel zu schnell. Ruth und Wolfgang Hermann aus Bielefeld hatten das Gorlautreffen gut vorbereitet und alle herzlich dazu eingeladen. Dafür möchte ich mich im Namen aller Gorlauer auf das herzlichste bei ihnen bedanken. Ein kleines Buch über das Dörfchen Gorlau entstand in gemeinsamer Arbeit. Ich nehme es immer wieder zur Hand und lese es. Ich weiß nicht, zum wievielten Male. Da ich in Chemnitz ehrenamtlich für die Landsleute aus Ostpreußen arbeite, hatte ich die Gelegenheit, die Gorlauer Gruppe in unsere Heimatstube „Agnes Miegel“ einzuladen. Hier haben die Landsleute mit viel Liebe alle Dinge zusammengetragen, die sie aus ihrer Heimat retten konnten. Es hängt an jedem einzelnen Stück eine ganz persönliche Lebensgeschichte. Daneben kann man so manches schöne Bernsteinstück (Kunstwerk), als Leihgabe vom Schloß Ellingen, bewundern. Die Gorlauer kamen und freuten sich gemeinsam über diese Geborgenheit und das Andenken der erhaltenen Kultur unserer Heimat Ostpreußen. Zum Abschied sangen wir gemeinsam das Lied „Kein schöner Land“. Wir versprachen, uns alle im nächsten Jahr wiederzusehen, so Gott will und wir gesund sind. Familie Hermann erklärte sich bereit, wieder die Organisation zu übernehmen. Ich bin sehr froh und glücklich, daß ich meine Wurzeln endlich wiedergefunden habe. Mein jahrelanges Suchen hat sich gelohnt. Ich bin reichlich mit soviel liebevollen Menschen beschenkt worden. Gorlauer, Ihr Lieben, ich danke Euch von ganzem Herzen, daß ich nun zu Euch gehöre!



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg. Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 19. Juli, 14–16 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 10. Juli, 14 Uhr, Treffen im „Krötenhof“. Es werden Bücher über Ostpreußen vorgestellt. – Montag, 17. Juli, 14.30 Uhr Treffen der Singegruppe in der Begegnungsstätte Heinz Rühmann.

Magdeburg – Dienstag, 18. Juli, 13.30 Uhr, „Stickerchen“ in der Immermannstr. 19. – Dienstag, 18. Juli, 15 Uhr, Bowling, Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Fehmarn / Burg – Ausflug der Gruppe: Gute Laune hatten sie im Handgepäck. Und die Sonne lachte dazu, als die 40köpfige Reisegesellschaft im Rahmen des jüngsten Jahresausflugs der Ost-/Westpreußen und Danzig, nach Hamburg fuhr. Nach der ersten Haltestation zum Frühstück ging es auf direktem Wege in die alte Speicherstadt nach Hamburg. Über 100 Jahre alte Lagerhäuser wurden den Reiseteilnehmern im Rahmen einer interessanten Führung gezeigt. Teekisten, Kaffeesäcke, Kautschukballen und anderes werden hier im authentischen Rahmen den Besuchern gezeigt, typische Waren und Arbeitsgeräte aus den Handels- und Lagerfirmen der Speicherstadt. Historische Fotos verdeutlichen die Baugeschichte dieses weltweit einzigartigen Lagerhausensembles. Eine historische Fleetfahrt schloß sich nach dem Mittagessen an, Es ging auf dieser Fahrt durch Fleete und Kanäle der Innenstadt, durch zwei Schleusen, zu den ältesten Brücken, zum Rathaus, zur alten Speicherstadt und durch Teile des Hafens. Gezeigt wurde den Fahrgästen Hamburg aus seiner schönsten Perspektive. Nach der Kaffeepause mit selbstgebackenem Kuchen ging die Fahrt dann weiter über Hamburgs schönste Straße, die Elbchaussee, nach Blankenese, von dort nach Wedel zum Schulauer Fährhaus. Willkomm Höft mit seiner berühmten Schiffsbegrüßungsanlage ist hier die Attraktion. Alle Schiffe über 500 BRT, welche den Hamburger Hafen anlaufen, werden hier täglich in ihrer Landessprache, mit ihrer Nationalhymne und mit dem Flaggengruß begrüßt oder verabschiedet. Nach diesem erlebnisreichen Tag wurde dann die Heimreise nach Fehmarn angetreten.

Kiel – Ostpreußische Frauenarbeit in Kiel-Elmschenhagen nach 56 Jahren beendet. Mit jungen Birkenzweigen und Tulpen aus den eigenen Gärten waren die Tische im Bürgertreff der Arbeiterwohlfahrt (AWO) am Bebelplatz 3 in Kiel-Elmschenhagen am 8. Mai wie stets liebevoll geschmückt. Wie immer begrüßte Emmi Otto lebhaft und fröhlich die Anwesenden. Ernst Libuda, der Zweite Vorsitzende der Ostpreußen Hilfsgemeinschaft (OHG), mit seiner liebenswerten Frau Christel und dem „ostpreußischen Urgestein“, Schwägerin Erna Paß, sind eigentlich schon lange Stammgäste in Elmschenhagen. Margarete Bever, die Geschäftsführerin der OHG, und das Ehepaar Berg waren gekommen. Ein bunter Frühlingsstrauß von Maigedichten, vorgelesen von Dorchen Poters, Ilse Kolberg und Eva Droese machte das Programm lebendig. Gedanken zum Muttertag mit Lebensläufen einiger bedeutender ostpr, Frauen und zwei sehr unterschiedliche männliche Lebensläufe wurden von Emmi Otto vorgetragen. Einmal das Leben des Kieler Originals „Onkel Ludwig“, Parkwächter auf dem Alten Markt von 1946-1967. Er kam durch eine brutale Gewalttat zweier Jugendlicher ums Leben, Kieler Bürger aus allen Schichten, insgesamt 72 Spender, der Stadt durch eine zuverlässigen Bürger der Stadt durch eine Plakette am Alten Markt 7. Außerdem würdigte sie den ihr sehr zugetanen Landsmann Fritjof Berg, indem sie die Laudatio aus Anlaß der Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen 1995 an ihn vorlas. Es lag an diesem Mainachmittag etwas in der Luft, das anders war und von dem auch einige wußten, die die Jahreshauptversammlung besucht hatten. Nach dem traditionellen Kaffeetrinken mit vorzüglicher Nußsahnetorte verlas die fast 85-jährige, zu 80 Prozent kriegsversehrte Emmi Otto folgende Erklärung: Die Frauengruppenleiterin Emmi Otto verabschiedet sich. „Alles hat seine Zeit.“ Nachdem ich 14 Jahre lang die ostpreußische Frauengruppe in Kiel-Elmschenhagen geleitet habe, geht mit diesem Jahresbericht meine Gruppenleiterin-Tätigkeit zu Ende. Ich möchte mein Amt in jüngere Hande legen. Da Junges bekanntlich Junges anzieht. Liebe Landsleute – es machte mir viel Freude, ein wenig für Sie wirken zu können. Ich konnte fortführen, was die Zielsetzung der Zusammenkünfte war, den Zusammenhalt in der Ortsgemeinschaft zu pflegen und das Bild unserer schönen, unvergeßlichen Heimat durch Zusammentragen vieler Mosaiksteinchen in lebendiger Erinnerung zu erhalten. Ich möchte den Landsleuten danken, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben. Sie haben mir geholfen, die Frauengruppe zu dem zu machen, was sie ist: ein bedeutsamer und nicht wegzudenkender Bereich in der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen. Meiner Nachfolgerin wünsche ich eine glückliche Hand. Ich möchte darum bitten, daß die monatlichen Zusammenkünfte der Frauengruppe beibehalten werden, auch wenn zur Zeit keine neue Leiterin zur Verfügung steht. Es wäre schade um die Frauengruppe, die seit dem 5. Juni 1950 besteht, wenn sie verlorengehen würde. – Die Betroffenheit der Elmschenhagener Ostpreußen war spürbar. Ernst Libuda, der Zweite Vorsitzende der OHG, dankte Emmi Otto für ihren Einsatz. Landsmann Fritjof Berg überreichte den Abschiedsblumenstrauß der OHG und einen Umschlag mit einem Gutschein. Auch für die Elmschenhagener Gruppe dankten Dorchen Peters, Ilse Kolberg und Eva Droese in Gedichtform und überreichten dazu Rosen. Die Frage der Nachfolge und damit Fortsetzung der Frauenarbeit in Elmschenhagen stand im Raum und konnte, auch durch intensive Nachfrage durch Lm. Berg, nicht gelöst werden. Sie unterbreitete dann einen Vorschlag, der ein völliges Auseinanderfallen der Mitglieder auffangen soll. Zu Veranstaltungen der Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft im Haus der Heimat wird ein Kleinbus (acht Plätze) vom Bürgertreff der AWO am Bebelplatz 3 jeweils um 14.30 Uhr hin und zurück eingesetzt und von dieser auch finanziell getragen. Eine telefonische Anmeldung bei Ilse Kolberg (Tel. 04 31 / 78 19 62) ist allerdings einige Tage vorher erforderlich. Freundlicherweise war Frau Kolberg bereit, sich als „Anlaufstelle“ zur Verfügung zu stellen. Sie bittet um Anrufe ab 19 Uhr. Dieses Jahr wird dieser Pendelverkehr zu folgenden Veranstaltungen eingesetzt: 19. Oktober 2006: Thema: „Als Flüchtling in Dänemark“. Beginn der Veranstaltung, 15 Uhr, Abfahrt am Bebelplatz 3, 14.30 Uhr, Rückkehr nach Beendigung der Veranstaltung, zirka 17.30 Uhr ab Haus der Heimat. 18. Dezember 2006, Weihnachtsfeier der OHG. Abfahrtzeiten s.o. Außer dieser Lösung steht es allen frei, sich auf privater Ebene auch im Bürgertreff zu verabreden. E. Otto versprach dabei, ihre Elmschenhagener nicht zu vergessen. Besonders wandte sie sich noch an die fast 90jährige Schleswig-Holsteinerin Lore Sievert, die eine nicht wegzudenkende Rolle in der Gruppe gespielt hat und mit ihren wunderschönen Basteleien und liebevollen Überraschungen zur Gemeinschaftsbildung ihren Anteil beigetragen hat. Emmi Otto schlug bewegt vor, zum Abschluß eine Strophe des Ostpreußenliedes zu singen. Aber völlig selbstverständlich, bewegt und nachdenklich sangen alle unser Lied mit allen Strophen. Die Seiten der Chronik der Ostpreußischen Frauengruppe Kiel-Elmschenhagen schließen sich nach 56 Jahren.

Ausstellung

Königswinter – Noch bis Sonntag, 3. September zeigt das Museum für schlesische Landeskunde eine Fotoausstellung von Katja Mummert, Aachen zum Thema „Meine Heimat – Deine Heimat“. Bis 24. September ist die Porzellanausstellung zur Produktion von Carl Tielsch aus Waldenburg-Altwasser (Schlesien) zu sehen. Kontakt: Museum für schlesische Landeskunde im Haus Schlesien, Dollendorferstr. 412, 53639 Königswinter-Heisterbacherrott, Tel. (0 22 44) 8 86-0, -2 31, Fax -2 30.

Adressänderung

Wiesbaden – Der Landesbeauftragte der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Rudolf Friedrich, hat eine neue Internetadresse:
www.vertriebenenbeauftragter.hessen.de

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ELCH-NIEDERUNG

Kreisvertreter: Manfred Romeike, Anselm-Feuerbach-Str. 6, 52146 Würselen, Telefon (0 24 05) 7 38 10.

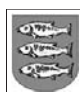
Bericht Kirchspieltreffen Heinrichswalde, Neukirch und Weidenau – Vom 9.–11. Juni 2006 fand in Bad Nenndorf im „Parkhotel Deutsches Haus“ das Kirchspieltreffen der Kirchspiele Heinrichswalde, Neukirch und Weidenau statt. Kreisvertreter Manfred Romeike sowie die jeweiligen Kirchspielvertreter berichteten über die vergangenen Aktivitäten und künftigen Planungen innerhalb der Kreisgemeinschaft. Dem Aufruf im Heimatbrief „Die Elchniederung“, für das im Aufbau befindliche elektronische Bildarchiv bisher noch nicht vorliegendes Bildmaterial aus der Heimat zwecks Digitalisierung zur Verfügung zu stellen, stieß auf überraschend große Resonanz. Dieses Bildmaterial konnte zügig vor Ort bearbeitet und sofort nach dem Einlesen in eine Bilddatei wieder in Empfang genommen werden. Diese Bilder stehen dem Bildarchiv damit zur weiteren Verwendung zur Verfügung. Neben dem offiziellen Teil bot sich den Teilnehmern später wiederum Gelegenheit zum Anschauen von Videofilmen aus der Heimat sowie zum „Schabbern“ mit Freunden, Nachbarn, Bekannten und Verwandten.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Dirk Bannick, Tel. (01 71) 5 27 27 14. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Hauptkreistreffen 2006 in Hameln / Weser – Liebe Landsleute aus unserem Heimatkreis Gerdauen, liebe Freunde, liebe Gäste, liebe Paten, unser diesjähriges Hauptkreistreffen findet am 9. und 10. September 2006 in Hameln im Hotel Stadt Hameln, Münsterwall 2, Telefon (0 51 51) 90 10, Fax (05151) 90 13 33, info@hotel-stadthameln.de statt. Die großzügige, im schloßähnlichen Stil erbaute Hotelanlage am Weserufer liegt direkt an der historischen Altstadt mit einer zu Besichtigungen und zum Bummeln einladenden Fußgängerzone. An beiden Begegnungstagen in der berühmten Rattenfängerstadt haben wir für Sie, liebe Besucher, diesmal ein ganz besonders interessantes und umfangreiches Programm vorbereitet. Außerdem möchten wir Sie auf Veranstaltungen und Touristikangebote in der Stadt Hameln und ihrer bezaubernden Umgebung hinweisen. Zu unserem großen Heimatkreistreffen laden wir Sie, liebe Landsleute, Ihre Verwandten, Bekannten und Freunde recht herzlich ein. Wir würden uns freuen, auch wieder viele Heimatfreunde aus dem Ausland begrüßen zu können. Wir wünschen Ihnen allen ein frohes Wiedersehen in einer neuen, schönen und interessanten Umgebung! – Veranstaltungsprogramm: Sonnabend, 9. September, 9 Uhr Öffnung des großen Saals Hotel Stadt Hameln. Verkaufsstand mit Heimatandenken, Büchern und Marzipan. 10.30 Uhr Begrüßung, 11–13 Uhr Kreistagssitzung, 13.30–14.30 Uhr Stadtführung ab Hotel, 14–19 Uhr Filmvorführungen – während des ganzen Tages finden Videovorführungen statt mit Filmen über Ostpreußen vor 1945 und den Kreis Gerdauen heute. Ein Programm wird aushängen. 15 Uhr Vortrag Dr. Marianne Kopp: „Agnes Miegel als Dichterin der Heimat“, 16.15-17.15 Uhr Dampferfahrt auf der Weser (Fahrten individuell auch zu anderen Zeiten möglich), 18 Uhr Andacht im Münster – Pastor i.R. Hans-D. Ventzky, 19 Uhr Begrüßung mit einer besonderen Überraschung, 19.30 Uhr Vortrag Dr. Wulf Wagner: „Geschichte des ostpreußischen Gutshauses: Kultur und Architektur“. 20–24 Uhr Musik und Tanz im Saal. Sonntag, 10. September, 9 Uhr Öffnung des großen Saals im Hotel Stadt Hameln, 10 Uhr Feierstunde im großen Saal Hotel Stadt Hameln, musikalischer Rahmen: Chor Männerdoppelquartett aus Wunstorf, Chor: Gerdauener Land, Begrüßung durch Kreisvertreter Dirk Bannick, Grußworte: Stadt Hameln – Bürgermeister Herbert Rode, Wilhelm Sternbeck – Vorsitzender des Bundes der Vertriebenen der Stadt Hameln. Chor: Ännchen von Tharau, Totengedenken – Pastor i. R. Hans-D. Ventzky, Chor: Lobe den Herren, Festrede Dr. Marianne Kopp, 1. Vorsitzende der Agnes-Miegel-Gesellschaft Bad Nenndorf, Ostpreußenlied, Schlußwort. 12 Uhr Auf der Hochzeitshausterasse (s. Plan S.28) halbstündige Aufführung über den Auszug der „Hämelschen Kinder“. Die Vorstellung ist kostenlos. 14 Uhr Vortrag Dr. Wulf Wagner: „Zur Geschichte des Kreises Gerdauen und seiner Güter: Bisherige Forschungsergebnisse“. Während des Tages finden Videovorführungen statt. Ein Programm wird aushängen. Sehenswürdigkeiten: Porzellanmanufaktur und Museum Fürstenberg, das noch heute bewohnte Fürstenschloß Bückeburg mit Reitkunstvorführungen, Kloster Corvey, Hämelschenburg (Weserrenaissance, Trakehnerzucht), Schillat-Höhle (in der Nähe von Hessisch-Oldendorf, Tropfsteinhöhle), Teutoburgerwald mit Hermannsdenkmal. Unterkünfte: Zentrale Zimmervermittlung, Tourist Information, Deisterallee 1, 31785 Hameln, Telefon (01 80) 5 51 51 50, Fax (0 51 51) 95 78 40, www.hameln.de, E-Mail: touristinfo@hameln.de Wir wünschen Ihnen eine gute Anfahrt und freuen uns auf ein persönliches Wiedersehen, diesmal in der Weserstadt Hameln. Der Rattenfänger von Hameln gilt übrigens als die bekannteste deutsche Sagengestalt in aller Welt.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Haupttreffen der Kreisgemeinschaft Lötzen in Neumünster – Die Kreisgemeinschaft (KG) Lötzen lädt alle Landsleute und Freunde zu ihrem Haupttreffen nach Neumünster herzlich ein. Es findet statt vom 25.-27. August 2006. Programm: Freitag, 25. August, 14 Uhr, Öffentliche Kreistagssitzung mit Wahl des Kreisausschusses im Hotel „Prisma“, Max-Johannsen-Brücke Neumünster, 19.30 Uhr Video-Vortrag über Masuren, Hotel Prisma. Sonnabend, 26. August, 14 Uhr, Mitgliederversammlung im Hotel Prisma, 14.45 Uhr, Kranzniederlegung im Friedenshain, gemeinsames Kaffeetrinken im Hotel Prisma, 16.30 Uhr Auftritt des Siedlerchores. Von 19–24 Uhr gemütliches Beisammensein im Restaurant der Holstenhallenbetriebe. Sonntag, 27. August, 9.30 Uhr, Beginn Holstenhallenbetriebe, 11 Uhr, Feierstunde. Die Festrede hält der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion Schleswig-Holstein, Dr. Johann Wadephul. Es wirkt mit: die Musikschule Neumünster und der Chor des Deutsch-Sozial-Kulturellen Vereins Lötzen / Gizycko. Anschließend Mittagessen und Zeit für Gespräche und Begegnungen. Zu diesem Treffen werden auch wieder 40 Deutsche aus Lötzen erwartet sowie eine polnische Delegation. Im Hotel Prisma können nen für die Übernachtung verbilligte Zimmer gebucht werden. Telefon (09 43 21) 90 40. Während der zwei Tage ist Gelegenheit zum Besuch des Heimatmuseums und des Archivs gegeben. Der Vorstand würde sich über regen Besuch sehr freuen.



NEIDENBURG

Kreisvertreterin: Marion Haedge, Dorfstraße 45, 29331 Lachendorf, Telefon (0 51 45) 7 77

Der Wahlleiter, Horst Preuß, weist darauf hin, daß die Ausschlußfrist für die Wahl des neuen Kreistages auf den 15. Juli festgelegt wurde. Alle Mitglieder sind aufgerufen, sich an der Wahl zu beteiligen. Wahlkarten und Kandidaten siehe Pfingstheimatbrief 2006.



RÖSSEL

Kreisvertreter: Reinhard Plehn, Georg-Büchner-Straße 66, 40699 Erkrath, Telefon (02 11) 25 32 74 Reinhard.Plehn@t-online.de. Redaktion Rößeler Heimatbote: Gisela Fox, Tel. (0 40) 5 20 31 91

Fünftes Legiener-Heimat-Treffen, Plau am See-Quetzin / Mecklenburg, vom 24. bis 28. Mai 2006 – Hier, im schönen Mecklenburg, haben sich 24 Personen in einer wirklich fröhlichen Runde zusammengefunden. Schon am ersten Tag, am Donnerstag, auch wenn das Wetter nicht immer sehr einladend war, ging eine Fahrt zu der Klosterkirche und Kloster nach Malchow. Das Kloster vom Orden der „Büßerinnen“ der Heiligen Maria Magdalena, auch die Patronin und Schutzheilige der Legiener Kirche, wurde 1298 hier gegründet. Eigentümerin ist seit 1997 die Stadt Malchow. Besucht haben wir auch das Orgel-Museum der Klosterkirche. Anschließend besuchten wir das „Traumschloß Klink“ an der Müritz, dem größten Binnensee Deutschlands. Das Schloßhotel verbindet die Romantik vergangener Zeiten mit den Annehmlichkeiten der Gegenwart. Im „Ritter Artus Keller“ haben wir dann eine kleine Kaffeepause mit Imbiß eingelegt und sind dann gemütlich am Müritz-See spazieren gegangen. Am Nachmittag und Abend gemeinsames Essen. Es wurden Neuigkeiten ausgetauscht und mit viel Freude Tagesgäste begrüßt. Der Freitag gehörte der näheren Umgebung um Plau am See herum. Uns holte die Nauer „Tschu-Tschtu-Bahn“ vom „Heidekrug“ ab. Die „Bimmelbahnfahrt“ ging bis zu einem Hotel am Klüschenberg, den wir dann umwandert haben und durch diese Wallanlagen zurück zu dem Schiffsanleger in Plau am See. Nach einer Imbißpause fuhr uns die „Tschu-Tschu-Bahn“ wieder zurück nach Quetzin. Hier im „Heidekrug“ wurden wir von der Familie Scheel immer mit viel Freude empfangen. Verwöhnt worden sind wir mit herzhaften Speisen aus gutbürgerlicher Küche und Fischspezialitäten. Hier unseren besonderen Dank! Am Nachmittag und Abend wurde von mir ein ungewöhnlicher Film über Mecklenburg-Vorpommern, den ich selbst nicht kannte und von meinem Sohn Michael erhalten habe, gezeigt. Vor allem landschaftliche Schönheiten (auch Plau am See), Urwüchsigkeit, Reichtum an purer Natur und lebhafter Geschichte. Wie an allen Abenden. wurde dieser Freitagabend ein ganz lustiger. Es wurde gesungen, Späßchen getrieben, Vorträge gehalten, auch über unser schönes Senioren-Alter nachgedacht, wir befinden uns im 6. (Eigensinn) oder 7. Akt (zweites Kindesalter) des Lebens. Genau wissen wir es noch nicht. Eine große Hilfe war mir Hildegard (Hildchen) Scheel und Ihr Bruder Heinz Sonnack, denn die „Sippe“ Sonnack, war reichlich vertreten und somit wurde immer für eine sogenannte „Ordnung“ gesorgt. Am Sonnabend, 27. Mai 2006, hatte unser Heimatfreund, Johann Nitsch, eine besondere „Fahrgastschiffahrt“ geplant und gebucht. Wieder holte uns diese Bimmelbahn ab und schon ging die Schiffsreise um 10 Uhr über den Plauer See, Petersdorfer See, Malchower See, Fleesen See, Kölpin See in die Müritz. Vom Malchower See konnten wir die Klosterkirche und das Kloster von Malchow jetzt von der Seeseite uns genau ansehen. Nach drei Stunden Fahrt durch diese Seenplatte erreichten wir die Stadt Waren, Luftkurort an der Müritz. Ob am belebten Stadthafen, auf dem bunten Boulevard, am neuen Markt oder an der Promenade – entdecken kann man hier die Stadt von allen Seiten. Wie immer, mußte es erstmal ein Täßchen Kaffee sein, oder ein Bierchen, das wir in einem schönen Café am Stadthafen einnehmen konnten. Das Wetter war trocken und hier und da ließ sich auch die Sonne sehen. Um 15 Uhr ging unsere Schiffsreise wieder durch alle Seen und mit viel Freude erreichten wir mit einer Segel-Regatta unsere Stadt Plau – die „Perle“ am See. Kaum waren wir in unserem Heidekrug, nahm die „Dominanz“ der Familie Sonnack den Höhepunkt ein. Es trudelten noch zwei Cousins mit ihren lieben Frauen ein, die ganz in der Nähe von Legienen ihren Geburtsort Pülz haben. Es wurden nicht nur heimatliche Gespräche geführt, sondern ganz spezielle technische Details erklärt und ob es Holzarten gibt, die schwimmen oder nicht schwimmen können! Es war ein ganz besonders lustiger Haufen und die Frauen hatten auch ihren gemeinsamen Spaß an den Gesprächen. Am Sonntag nach dem Frühstück, das immer reichlich war, mit Würstchen, Eiern und Speck, wie es die Ostpreußen so kennen, kam es jetzt zum Abschiednehmen. Tränchen gab es nicht, aber wir alle haben uns Gedanken gemacht, wann wir wieder so ein „Sippentreffen“ veranstalten werden. Es gibt ein Ostpreußen-Schulungs-Hotel in Bad Pyrmont, denn wir müssen uns Gedanken machen und unseren Treffpunkt mitten in unser schönes Deutschland verlegen, damit die Anreise für alte nicht zu lang wird. Dieses werde ich in unsere Überlegungen einfließen lassen und werde darüber später berichten. Jetzt wünscht Euch Euer Bruno Klein (Schulweg 2b, 23743 Grömitz/Ostsee) gute Erinnerungen an unser Heimat-Treffen, bis bald!



WEHLAU

Kreisvertreter: Joachim Rudat, Klinkerstraße 14, 25436 Moorrege, Telefon (0 41 22) 87 65

Das Kirchspieltreffen Schirrau 2006. Eine Nachlese von Dorothea Tiedemann-Möller: Neetze hatte uns wieder! Wie schnell war das Jahr vergangen. Vom 9.–11. Juni 2006 fand zum neunten Mal das Kirchspieltreffen statt. Am Freitag gegen 17 Uhr konnte Magdalena Dörfling die Teilnehmer herzlich begrüßen. Groß war die Freude bei Dietrich Eggert, konnte er doch seine fast 91jährige Patentante Margarete Kröll-Troyke, geb. Beyer aus Erlensee, früher Groß Schirrau, in die Arme schließen. Auch vier Teilnehmer, die zum ersten mal gekommen waren, konnten wir begrüßen. Das ist immer eine ganz besondere Freude. Einige Zusagen wurden jedoch auch in diesem Jahr kurzfristig aus gesundheitlichen Gründen zurückgenommen – schade! Erinnerungen wurden ausgetauscht, lustige Begebenheiten erzählt, eine Kurzgeschichte von Liselotte Sambraus, geb. Neumann – Autorin Ingrid Koch – vorgelesen und Gisela Köck trug zwei kleine aus ihrer Feder stammende Gedichte vor: „Strahlende Augen einer Mutter im Frieden“ und „Spiegelbild erlebten Grau'ns“. Zu später Stunde erschienen noch zwei Gärtnerinnen, die einen lustigen Sketch zum Besten gaben (Liselotte Sambraus und Magdalena Dörfling, geb. Neumann). Am Sonnabend besuchten wir das ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg. Einmalige Eindrücke konnten wir mit nach Hause nehmen. Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie wichtig es doch ist, gute Informationen vermittelt zu bekommen. Um 14 Uhr begann unsere Stadtrundfahrt in Lüneburg und zwar mit einer Kutsche, herrlich! Wann wird einem diese Gelegenheit geboten – und das alles bei strahlendem Sonnenschein. Leckeren Kuchen mit Kaffee satt bekamen wir vom „Müller“ persönlich in der Wassermühle Helligenthal serviert. Abends verwöhnte uns das „Neetzer Team“ mit einem Spargelmenü und in der darauf folgenden Stunde erfreute uns Ernst Korth mit einem Dia-Vortrag über das nördliche Ostpreußen, sehr beeindruckend vorgetragen – einmal aus Sicht eines Nicht-Vertriebenen. Am Sonntag nach dem Frühstück hieß es dann Abschiednehmen mit dem Versprechen allerseits, im kommenden Jahr wieder dabei zu sein – ein gelungenes Treffen. Hab Dank, liebe Magdalena. Du bist der Kopf dieser Veranstaltung. Wir freuen uns, daß Magdalena sich wieder zur Verfügung stellt, die Verantwortung für das 10. Treffen – also eine Jubiläumsveranstaltung – vom 8.–10. Juni 2007 zu übernehmen.

In „Historische Ansichten von Stettin bis Memel – Bilder von der Ostseeküste“ läßt Heinz Csallner eine einst von Touristen aus aller Welt bewunderte Region wieder lebendig werden. Ende des 19. Jahrhunderts begann der erste Fremdenverkehr die Region an der Ostsee für sich zu entdecken. Der beginnende Tourismus sorgte dafür, daß die Bewohner von Stettin bis Memel ihre Orte herausputzen und die Landschaft touristisch erschlossen wurde.



In historischen Fotos mit kurzen Erklärungen vermittelt der Autor einen Eindruck von der Lebensfreude der Menschen in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts, die ihren Urlaub oder auch ihr Leben dort verbrachten. Die sehr atmosphärischen Bilder zeigen spielende Kinder am Strand, Erwachsene in, aus unserer heutigen Sicht, putzigen Badekleidung, Straßenzüge mit beeindruckenden Bauwerken, Pferdekutschen mit ausgelassenen Urlaubern, Häfen und idyllische Landschaften. Ein wirklich sehr stimmungsvoller Bildband.

***Heinz Csallner: „Historische Ansichten von Stettin bis Memel – Bilder von der Ostseeküste“**, Dörfler Zeitgeschichte, Eggolsheim 2005, geb., 175 Seiten 10,95 Euro*

Prussia

Was Altpreußen uns heute zu sagen hat

Am 17. Juni besuchten 50 Interessierte aus vier Bundesländern den Altpreußischen Kulturtag im Ostdeutschen Museum in der Brandenburger Kurstraße. Veranstalter waren die Arbeitsgruppe Jugend, Schule, Geschichte des Bundes der Vertriebenen und der Ostdeutsche Geschichts- und Kulturverein im Land Brandenburg.

Als Gast von der Prussia-Gesellschaft in Bonn wies ihr Vorsitzender, Prof. Dr. Billa, auf die Aktualität des Themas hin. Dabei bezog er sich auf die Preußenrückblicke von Mathias Platzeck als Brandenburger Landeschef in der jetzigen Krise Deutschlands. Die Altpreußen, damals Prußen genannt, zwischen unterer Weichsel und Memel, gaben ihrem Territorium und später dem Königreich Preußen den Namen. Über 1000 Jahre verteidigte das kleine Volk seine Bernsteinheimat gegen begehrliche Nachbarn. Bei der Christianisierung wurden sie unter Oberhoheit des Ritterordens mit ihren Höfen neu belehnt. Die Prußen verschmolzen mit den deutschen Siedlern und vielen polnischen, litauischen und kaschubischen Bauern zum Neustamm der Preußen. Die deutschen Siedler brachten neben Eisenpflug und Ziegelbrennen besonders das Kulmische Gemeinderecht mit, das damals allen bessere Entwicklungschancen bot. Landwirtschaft, Handwerkskunst, Kaufmannssinn und kommunale Gemeinschaft wurden stärker und wandten sich schließlich gegen die ursprünglich absolute Ordensmacht im Preußischen Bürgerkrieg 1453 bis 1466.

Spätere Preußenfürsten wie der Große Kurfürst, König Friedrich Wilhelm I. und Fridericus Rex wußten, was sie an fleißigen, sachkundigen und wirtschaftlich lebensfähigen Bauern, Handwerkern und Kaufleuten hatten. Eingeschränkte Verwaltungskosten und verantwortungsvolle, weitgehend schuldenfreie Finanzwirtschaft ermöglichten damals die massive Förderung vieler Produzenten mit manchmal bis zu 20jähriger Steuerbefreiung bei Neuanfang in wüsten Gebieten. Der vielfach unterschätzte „König der langen Kerls“ baute allein in Ostpreußen 885 Schulen, als es in vielen Ländern noch keine Schulpflicht gab.

In einer damals wie heute konkurrierenden und oft aggressiven Umwelt gelang letztlich der militärische Schutz der Aufbauarbeit. So konnten die durch Krieg und Pest gerissenen großen Verluste schließlich überwunden werden. Redliche Pflichterfüllung, eigene Vorbildhaltung, meist sachkompetente Lagebeurteilungen, bescheidene Löhne bei hoher Leistung sind wertvolles Erbgut, wenn es besser angewendet würde. Auch die sprichwörtliche Toleranz war auf harte Pflichten zum Nutzen des Gemeinwesens geknüpft. Aus der Geschichte gibt es mehr Anregungen, als viele wissen.

Hartmut Borkmann

»Wie Spuk ist der Auftrieb«

Wehlau war berühmt für den größten Pferdemarkt der Welt – bis zu 20000 Tiere kamen zusammen

Von RUTH GEEDE

Sie gehört zu den Klassikern der ostpreußischen Literatur, die Erzählung „Laura oder der Markt zu Wehlau" der Königsberger Schriftstellerin Katharina Botsky. Es ist die Geschichte von einem Pferdediebstahl, die damit endet, daß der arme Bestohlene nach einer Weissagung tatsächlich seine geliebte Laura, eine langhalsige Kobbel, wiederfindet. Was gar nicht so einfach ist, denn bei Donner und Blitz geraten die kaum überschaubaren Pferdemassen auf der Wehlauer Schanze in Panik. Die Schriftstellerin hat damit – lange vor Krieg und Vertreibung – dem berühmten Wehlauer Pferdemarkt ein literarisches Denkmal gesetzt, der einst mit einem Auftrieb bis zu 20 000 Pferden der größte der Welt war. Anlaß genug, einmal auf dieses Ereignis zurückzublicken, das alljährlich in den ersten Julitagen die beschauliche Kreisstadt zum Mittelpunkt des Pferdelandes Ostpreußen werden ließ.

Welch eine Bedeutung die Pferdezucht für das Land zwischen Weichsel und Memel bis zum Zweiten Weltkrieg hatte, beweist der Bestand von 478500 Pferden im Wirtschaftsjahr 1938/39. Die Liebe der Ostpreußen zum Pferd kann man nicht mit nüchternen Angaben dokumentieren, sie ist angeboren und wird auch heute noch weitergegeben. Sichtbar bewies über das Urzeiten gewachsene Verbindung zwischen Mensch und Pferd der Markt zu Wehlau, von dem nicht belegt ist, wann er gegründet wurde. Er entwickelte sich hier im altprussischen Nadrauen im Laufe der Jahrhunderte mit der wachsenden Landwirtschaft und der immer bedeutender werdenden Pferdezucht. Seine Blütezeit war im 19. Jahrhundert bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Hiervon bezeugt ein alter Bericht, der die einmalige Stimmung dieses riesigen Pferdemarktes wiedergibt:

„Anfang Juli in Ostpreußen. Pferde ziehen auf allen Straßen nach Wehlau. Angehängt an Planwagen, denn die ganze Familie des Besitzers will dabei sein. Mundvorräte für eine Woche hat man mitgenommen – so lange dauert der Markt, und über den Handel hinaus will man ja auch das bunte Marktleben genießen. An den russischen Grenzübergängen wie in Eydtkuhnen drängen sich die Pferde, jedes Tier an den Schwanz des vorangehenden gebunden. Ein goldenes 20 Mark-Stück wird für das Pferd hinterlegt, dem man eine Plombe in die Mähne drückt."

Die Tiere drängten sich an den Grenzen

Je näher man Wehlau kommt, desto mehr Pferde und Wagen verflechten sich zu dichten, sich langsam vorwärts wälzenden Pulks. Katharina Botsky beschreibt das so: „Heere von Pferden ziehen durch die Nacht. Pferdezüge rollen und rollen aus dem ganzen Reich nach Wehlau. Es wiehert und schnaubt und stampft überall. Wie Spuk ist der Auftrieb der Pferde im Dunkel der gewitterschwülen Nacht, es sind Tausende, die da kommen. Tänzelnd die Trakehner Hengste. Schwere Pferde, die riesigen Ermländer. Im Licht der Blitze marschieren die klobigen Wallache, Zöpfe an den Köpfen, etwas schwermütig zum Markt." Bis sich dann die Ströme zur kaum übersehbaren Pferdeflut auf der Schanze vereinen.



Ein Großereignis: Auf dem Weg zum Pferdemarkt in Wehlau. Foto: Archiv

Die Stadt hat sich auf dieses Hauptereignis des Jahres gut vorbereitet. Auf der Schanze, dem 800 Morgen großen Marktgelände, wurden Vorführbahnen und Fahrplätze geschaffen, Zelte und Verkaufsbuden errichtet. Hochbetrieb herrscht in allen Häusern, nicht nur in den Gastwirtschaften, denn Landwirte, Offiziere und Reiter aus aller Welt sind gekommen, um den berühmten Trakehner zu kaufen. Aufkäufer der Bergwerke Schottlands, Belgiens, Lothringens, von der Ruhr und aus Oberschlesien suchen die zähen ostpreußischen „Kunter".

Posthaltereien, Brauereien und andere öffentliche und private Betriebe finden das geeignete Zugpferd unter den abertausend Pferden. Hunderte Eisenbahnwagen befördern an jedem Markttag die gekauften Pferde nach allen Teilen Europas.

Auf der Schanze knallen die Peitschen, knirscht das Leder der Trensen und Sättel. Sorgfältig gestriegelte Tiere im neuen weißen Halfter werden vorgeführt, vorgeritten, vorgefahren. Kritische Augen mustern das Gebiß der Pferde, um ihr Alter festzustellen. Verächtlich wird ein Angebot zurückgewiesen, man trennt sich, um nach einem guten Stündchen neu zu verhandeln – na ja, man hat doch Zeit –, augenzwinkernd, zäh, nur Schritt für Schritt nachgebend, bis endlich nach Stunden der Handschlag den Kauf besiegelt und ein kräftiger Schnaps den Kauf beschließt.

Zäh wurde verhandelt, bis ein Handschlag den Kauf besiegelte

Da sitzt dann mancher „Kupscheller" auf dem Hafersack und schläft seinen Rausch aus. Aber Vorsicht – natürlich ist in dem Gedränge auch Diebsgesindel am Werk. Das hat es nicht nur auf die Geldbeutel abgesehen. Auf den Abfahrtsstraßen prüfen Landgendarmen den rechtmäßigen Besitz, denn die Pferdediebe sind für ihre Gerissenheit unrühmlich bekannt – na, und erst die Roßtäuscher. Mißtrauen ist schon angebracht, soll sich nach dem Kauf der feurige Hengst nicht als lahme Kragg entpuppen. Aber das gehört nun einmal zu dem bunten, lauten, kaum überschaubaren Marktgeschehen.

So war das vor hundert Jahren in Wehlau. Mit zunehmender Motorisierung ging der Wehlauer Pferdemarkt zurück, seit 1912 dauerte er nur noch drei Tage, blieb aber mit einem Auftrieb von über 5000 Pferden der größte Europas und sandte immer noch über tausend Pferde jährlich in den Westen. Aber auch das ist nun Vergangenheit.

Die Erinnerung ist geblieben. Mit Vergnügen habe ich noch einmal die Geschichte von „Laura und der Markt zu Wehlau" gelesen – vor allem, weil ich die 1879 in Königsberg geborene Schriftstellerin gut kannte. Von ihren Romanen und Erzählungen blieb wohl nur „Laura" in einigen Sammelbänden und Anthologien erhalten.

Köstlich, wie sie das Auffinden durch den Besitzer des gestohlenen Pferdes, der sich mit Laura und einem Rollwagen seinen bescheidenen Lebensunterhalt sichert, beschreibt: „Der Handel ging ungestört weiter. Ein dicker Mann mit derbem Krückstock, die Schirmmütze im Genick, stand hinter einer Pferdereihe, hatte eines am Schwanz gepackt und fragte breit und gemütlich: „Wat sull de Kobbel koste?" Beim Anblick dieses Pferdes, der „Kobbel", die alle anderen überragte, nicht so sehr durch Schönheit sondern durch einen langen Hals, tat Onkel Fischer einen Sprung, denn dieses Pferd war – Laura! „De Kobbel jehört mir," schrie er wild. „Das ist mein Pferd! Laura! Laura!"

»Der lange Pferdehals regte sich unaufhaltsam«

Der lange Pferdehals reckte sich ihm unaufhaltsam entgegen, zärtlich wiehernd, dann nieste Laura vor Freude. „Herr Gendarm!" schrie Onkel Fischer. „De Kobbel jehört mir. Is mir vor paar Tagen jestohlen! Sehen Se, Herr Wachmeister, würd' mir eins von de andern Peerds den Kopp anne Brust lejen?" Denn das tat Laura jetzt.

Schöner kann das innige Verhältnis eines Ostpreußen zu seinem Pferd eigentlich nicht dokumentiert werden.

---

chemisches Element; früherer türkischer Titel; Hauptstadt v. Schottland; Maulesel; Südtiroler Bergsteiger; größere Anzahl, Gruppe; langes, wallendes Haar; sich aufrecht auf d. Füßen halten; bibl. Stammvater (Arche); Bruder Abels; befangen, gehemmt; Ruf beim Stierkampf; Gewebe mit Wellenmuster; Baustoff; Verbandmaterial; sprunghafter Mensch, Wirrkopf; Wirtschaftswissenschaft; Zuckerart; Fluss zur Donau; Kniegeige; die erste Frau (A.T.); Laubbaum; Misserfolg, Fehlschlag; Verfügung; Ausruf der Verwunderung; Seidenraupengespinst; Fahrt nach Hause; obere Wölbung d. Mundhöhle; Sammlung von Schriftstücken; englische Schulstadt; kleiner Fleck, Tüpfel; Laufleine für Pferde; Verzeichnis, Aufstellung; Absage, Ablehnung; „fleißiges" Insekt; ein Nutztier; Frauenfigur aus „Fidelio"; Zeichengerät; Vulkanöffnung; Handarbeitstechnik; Behältnis für Feinbackwaren; finnischer Läufer (Paavo); südamerikanischer Staat; aus einer weichen Masse formen; mit den Augen wahrnehmen; Strom in Venezuela; fertig gekocht; zum Abheften vorbereiten; Lauf-, Rennschuhe; Schiffsstockwerk; dt. Sozialist (Friedrich); Ballsportart; kleines Wirtshaus, Schänke; gelbbraune Malerfarbe; feiner Unterschied; Feinheit; säugen, stillen; anheizen; Kinderbuchgestalt (Alpen); lehrhafter Satz; Kletterpflanze; in der Tiefe; Behauptung, Leitsatz; brüchig, aufgesprungen; Vorgesetzter; ringförmige Koralleninsel; Trinkgefäß; Frankreich in d. Landessprache; italien. Hafen an der Adria; weibliches Kindeskind; Strick, Seil; unbestimmter Artikel; Anhänger einer Weltreligion; stehendes Binnengewässer; heimlicher Zuhörer; eingedickter Fruchtsaft; jedoch, hingegen; japanisches kaltes Gericht; Natriumkarbonat; musikalisches Bühnenwerk; Mittel zum Waschen; Fruchtform; Hülle, Behälter; feste Erdoberfläche; römischer Liebesgott; russische Stadt an der Oka; Schluss; asiatischer Tempelbau; Musik: Tongeschlecht; Schreierei; Abkürzung für Kanton; Auerochse; Lebenshauch; kreisförmig; Abendkleid; vertraute Anrede; Waldvogel; Wortschwall; Kinderfahrzeug

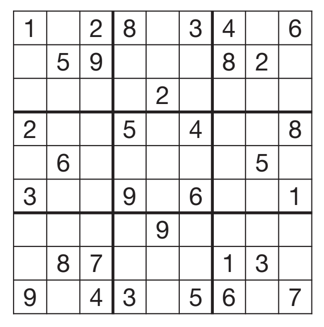
So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Radius, 2. Rezept, 3. Picard, 4. Aether, 5. Bengel, 6. Normen – Rechen, Spaten

Kreiskette: 1. Kokain, 2. Denise, 3. Koeder, 4. Kontor, 5. Ottone – Kaiserkrone

Sudoku:

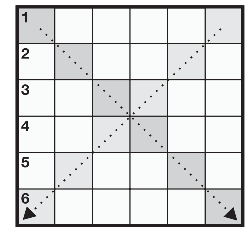
Sudoku



1		2	8		3	4		6
	5	9				8	2	
				2				
2			5		4			8
	6						5	
3			9		6			1
				9				
	8	7				1	3	
9		4	3		5	6		7

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 x 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



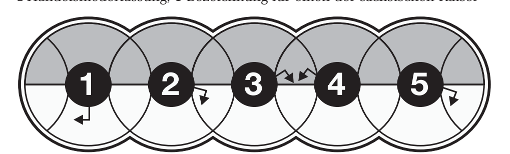
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Gartengeräte.

1 Kreishalbmesser, **2** schriftliche Arzneiverordnung eines Arztes, **3** schweizerischer Schriftsteller und Philosoph (Max), **4** früheres Narkosemittel, **5** ungezogener Junge, **6** Regel, Richtschnur (Mz.)

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte eine Zierpflanze, ein Liliengewächs.

1 ein Rauschgift, **2** französischer Frauenname, **3** Lockspeise zum Tierfang, **4** Handelsniederlassung, **5** Bezeichnung für einen der sächsischen Kaiser



»Getrennt marschieren, vereint schlagen«

Die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 entschied den Deutschen Krieg und beendete den deutschen Dualismus

Von Manuel Ruoff

Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimmung des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ideelles Gut – für Machtstellung. Dem besiegten Österreich wurde kein Fußbreit seines Territoriums abgefordert, aber es mußte auf die Hegemonie in Deutschland verzichten."

Der „große Schweiger", Preußens Generalstabschef Helmuth von Moltke hat es auf den Punkt gebracht. Der Deutsche Krieg war kein moderner Krieg zwischen Völkern, sondern ein klassischer Kabinettskrieg (vergleiche *PAZ* vom 22. Mai 2004). Folgerichtig wurde in diesem Krieg im Gegensatz zum Dritten Einigungskrieg ein halbes Jahrzehnt später auch nicht das in den Befreiungskriegen gestiftete Eiserne Kreuz verliehen. Viele empfanden es sogar als einen Anachronismus, daß im Zeitalter des Nationalismus noch einmal Deutsche auf Deutsche schossen.

In anderer Hinsicht war der Deutsche Krieg sehr modern. Beispielsweise in seiner Größenordnung. Die Schlacht bei Königgrätz war das bis dahin größte kriegerische Treffen. Selbst an der berühmten Völkerschlacht bei Leipzig, waren „nur" 430 000 Soldaten beteiligt gewesen. Diesmal, obwohl eine rein innerdeutsche Auseinandersetzung, waren es zwischen 440 000 und 460 000, je ungefähr zur Hälfte Preußen auf der einen Seite sowie Österreicher und Sachsen auf der anderen. Diese enormen Truppenstärken machten die Versorgung und den Transport zu einem kaum lösbaren Problem. Moltke zog daraus die Konsequenz, daß er die für den Kampf gegen den preußischen Hauptgegner im Deutschen Krieg, Österreich, zur Verfügung stehende Streitmacht in leichter zu versorgende und zu transportierende Verbände aufteilte. Er erkannte, daß es genügte, daß die preußische Hauptmacht vereint war, wenn sie auf die österreichische traf, daß sie deshalb aber nicht auch vorher vereint marschieren mußte mit allen damit verbundenen logistischen Problemen. Mit den Worten „getrennt marschieren, vereint schlagen" brachte er diese Taktik auf den Punkt.

Zur erfolgreichen Umsetzung dieser Taktik bedurfte es jedoch gewisser technischer Hilfsmittel. Um zu erreichen, daß trotz der Teilung der Streitmacht und der räumlichen Trennung der einzelnen Teile beim großen Schlag gegen den Gegner alle rechtzeitig zugegen sind, bedurfte es schneller Kommunikationsmittel und schneller Transportmittel. Als schnelles Kommunikationsmittel nutzte Moltke den Telegrafen, als schnelles Verkehrsmittel die Eisenbahn. Die Genialität und der Erfolg Moltkes liegen nicht zuletzt darin, daß er erkannte, wie das Kriegshandwerk dem technischen Fortschritt anzupassen war und welche Möglichkeiten die technischen Errungenschaften der Industrialisierung den Kriegführenden boten.

Moltke, der de facto die preußischen Truppen gegen Österreich führte, stand auf österreichischer Seite Feldzeugmeister August von Benedek gegenüber. Österreichs Streitkräfte waren geteilt in eine kleinere Südarmee, die gegen Preußens Verbündeten Italien kämpfte, und eine größere Nordarmee unter dem Kommando Benedeks. Im Gegensatz zu Moltke war Benedek kein großer Stratege. Benedek war vornehmlich wegen seiner Popularität bei der Truppe mit dem Kommando betraut worden, und die Innovationskraft Moltkes fehlte ihm. Zu seiner Ehrenrettung muß man allerdings darauf hinweisen, daß es nicht genügt, die innovative Idee zu haben, die Errungenschaften des technischen Fortschritts für den Krieg zu nutzen, man muß sie auch in ausreichendem Maße zur Verfügung haben. Und hier ist es an der Zeit darauf hinzuweisen, daß Preußen stärker industrialisiert, wirtschaftlich potenter war als Österreich und auch über ein engmaschigeres Eisenbahnnetz verfügte.

Im Gegensatz zu Moltke vertrat Benedek die Ansicht: „Es gibt kein höheres oder einfacheres Gesetz der Strategie als das Zusammenhalten der Kräfte." Zu Beginn der Kampfhandlungen lag die österreichische Nordarmee bei Ölmütz in Mähren. Moltke hatte die Streitkräfte auf einen Bogen verteilt, der von der preußisch-sächsischen bis zur schlesisch-preußischen Grenze reichte, nördlich von Sachsen an der Elbe die sogenannte Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, östlich von Sachsen die von des Königs Neffen Prinz Friedrich Karl kommandierte Erste Armee und in Schlesien die Zweite Armee unter dem Kommando von Kronprinz Friedrich Wilhelm. So sollte sowohl eine Eroberung des reichen und früher zu Österreich gehörenden Schlesiens mit der Provinzhauptstadt Breslau als auch ein Durchmarsch nach Berlin verhindert werden.

Benedek griff jedoch weder Schlesien an noch setzte er zum Marsch nach Berlin an. Er verfolgte vielmehr eine defensive Strategie. Das lag an der Bewaffnung. Während die österreichischen Soldaten noch mit Vorderladern ausgerüstet waren, verfügten die preußischen Soldaten bereits über Hinterlader. Der große Vorteil des moderneren preußischen Gewehres bestand in dem weniger umständlichen Ladevorgang und der damit zusammenhängenden höheren Feuergeschwindigkeit. So war schon manche Angriffswelle im Geschoßhagel einer preußischen Schützenlinie liegengeblieben. Das wollte Benedek seinen Leuten ersparen, und so überließ er Preußen die Initiative.

Am 16. Juni 1866 rückte die Elbarmee in das auch in diesem Krieg mit Österreich verbündete Sachsen ein. Die sächsische Armee unter Kronprinz Albrecht zog sich nach Österreich zurück, um sich mit der Benedeks Nordarmee zu vereinen, die sich ihrerseits auf die Sachsenarmee zubewegte, um sich in Nordostböhmen zu vereinigen. Vereint bauten die beiden Armeen nahe der Festung Königgrätz östlich des Laufes des Flusses Bistritz eine Verteidigungsstellung aus, wobei die Sachsen den linken Flügel bildeten.

Am Morgen des 3. Juli griffen die Preußen, die mittlerweile nach der sächsischen auch die österreichische Grenze überschritten hatten, von Westen her an, auf dem linken Flügel die Erste Armee, auf dem rechten die Elbarmee. Lange hielten Österreicher und Sachsen dem preußischen Angriff stand. Die österreichische Artillerie war auf den sich an das Bistritztal anschließenden Hügeln gut postiert, und in ihren Verteidigungsstellungen und den Kämpfen in dem östlich der Bistritz gelegenen unübersichtlichen Wäldern konnten die Österreicher den Vorteil, den die Preußen durch ihre schneller feuernden Gewehre besaßen, gut kompensieren. In den für beide Seiten verlustreichen Kämpfen wollte der entscheidende Durchbruch weder der Elb- noch der Ersten Armee gelingen. Alles hing nun von der Zweiten Armee des Kronprinzen ab.

Benedek ging davon aus, daß diese dritte preußische Armee nicht mehr früh genug erscheinen würde, um in die Kämpfe eingreifen zu können, und für den Fall, daß sie doch noch rechtzeitig erschiene, ging Benedek in seinem tradierten Denken davon aus, daß sie zu den beiden anderen preußischen Armeen stoßen und sich in deren Front einreihen würde. Das war ein folgenschwerer Irrtum.

Um die Mittagszeit näherte sich die Zweite Armee vom Nordosten her dem Schlachtfeld und griff von hier aus die Österreicher an. Die österreichische rechte Flanke war diesem Angriff schutzlos ausgeliefert. Das lag zum einen daran, daß Benedek mit einem derartigen Angriff der Zweiten Armee nicht gerechnet hatte. Das lag aber auch an befehlswidrigem Verhalten der für die Verteidigung der rechten Flanke gegen den Nordosten zuständigen Offiziere. Sie hielten die ihnen übertragene Aufgabe für überflüssig und hatten es vorgezogen, sich in die Bistritz-Front einzureihen und mit ihren Kameraden die Erste Armee zu bekämpfen. Nun drohte auch noch der linke Flügel der österreichisch-sächsischen Front nachzugeben und damit die Umklammerung. Moltkes Traum schien wahr zu werden, die Umklammerung des Feindes mit anschließender Vernichtung. Den Österreichern gelang jedoch der Rückzug Richtung Südosten gen Königgrätz.

Abgesehen von den Sachsen, die den Rückzug ihrer österreichischen Waffenbrüder im Süden selbstlos deckten, verdankte die österreichische Infanterie dieses ihrer Kavallerie und ihrer Artillerie. Die ausgezeichnete österreichische Kavallerie preschte vor und füllte die Lücke, welche die zurückflutenden Infanteristen hinterließen. Sie hinderte die preußische Infanterie daran, dem geschlagenen Gegner nachzusetzen, lieferte der nun gegen sie eingesetzten preußischen Kavallerie eine der letzten großen Reiterschlachten der Kriegsgeschichte und verschaffte der Artilleriereserve die Zeit, eine neue Geschützfront zu bilden. Im Gegensatz zur Infanterie Österreichs war dessen Artillerie technisch gut ausgestattet, und so gelang es ihr unter großen Opfern, die Preußen lang genug aufzuhalten, um eine Vernichtung der Nordarmee zu verhindern.

Wenn der geschlagenen Armee auch ihre Vernichtung erspart blieb, so war die Niederlage doch derart, daß sie als kriegsentscheidend eingestuft werden kann. Die Österreicher verloren 42 812 Soldaten. Davon waren 330 Offiziere und 5 328 Mann gefallen, 431 Offiziere und 7 143 Mann verwundet, 43 Offiziere und 7 367 Mann vermißt sowie 509 Offiziere und 21 661 Mann gefangen. Hinzu kamen 1 501 Sachsen. Von denen waren 15 Offiziere und 120 Mann tot, 40 Offiziere und 900 Mann verwundet sowie 426 Mann vermißt.

Gegenüber diesen 44 313 Österreichern und Sachsen kann man die Verluste der Preußen mit 9 153 Soldaten nur als auffallend gering bezeichnen. Von jenen waren 99 Offiziere und 1 830 Mann gefallen, 260 Offiziere und 6 688 Mann verwundet und 276 Mann vermißt.

Am nächsten Tag kam es bei einer Verhandlung zwischen hochrangigen Parlamentären zu einem bemerkenswerten Dialog. Auf die Frage eines Preußen an seinen österreichischen Gast "Braucht Ihre Armee einen Waffenstillstand?" antwortete der Gefragte: „Mein Kaiser hat keine Armee mehr, sie ist so gut wie vernichtet." Diese Antwort ist zwar etwas übertrieben, macht aber deutlich, daß sich die Österreicher hinsichtlich des Charakters der Niederlage keinen Illusionen hingaben. Die Kombination aus dieser Einsicht auf Seiten Österreichs und der von Bismarck mit viel Einsatz durchgesetzten Bereitschaft auf Seiten Preußens, auf Gebietsabtretungen und Demütigungen des Gegners zu verzichten, ermöglichte eine schnelle Beendigung des Kriegszustandes. Nach dem Vorfrieden von Nikolsburg vom 26. Juli 1866 wurde am 23. August 1866 mit dem Prager Friedensvertrag der deutsche Bruderkrieg beendet.



Österreichische Reiter greifen in der Schlacht von Königgrätz preußische Infanteristen an: Gemälde von Alexander d. J. von Bensa (1820–1902)

Foto: BPK

Wie es nach Schlacht und Krieg weiterging

Als Sieger der Schlacht von Königgrätz und damit des Deutschen Krieges konnten die Preußen die folgende Friedensbedingung durchsetzen: „Seine Majestät der Kaiser von Österreich erkennt die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates."

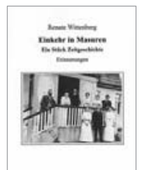
Die Bedeutung dieser Aussage, die den deutschen Dualismus bis auf weiteres beendete, kann kaum überschätzt werden. Nun mußten die Preußen „nur" noch den Widerstand der Franzosen überwinden, die wie François Mauriac Deutschland so sehr liebten, daß sie froh waren, daß es mehrere davon gab, und der Weg zur kleindeutschen Lösung der deutschen Frage war frei. Weniger als ein halbes Jahrzehnt nach der Schlacht von Königgrätz wurde das Deutsche Reich gegründet, dessen Rechtsnachfolger 1949 die Bundesrepublik Deutschland wurde. Der 1871 gegründete Nationalstaat mit Berlin als Zentrum besteht – mit einer jahrzehntelangen Unterbrechung zwischen 1945 und 1990 und mittlerweile um Ostdeutschland verkleinert – bis zum heutigen Tage fort.

Doch auch für den Verlierer von Königgrätz war der Ausgang des Ringens um die Vorherrschaft in Deutschland folgenschwer. Weitsichtig schrieb die „Neue Freie Presse" in Wien: „In der Annahme der Friedensbedingungen liegt eine wesentliche Einengung (oder vielmehr Vernichtung) der Großmachtstellung Österreichs. Wenn dieser Staat aus den Friedenskonferenzen auch an seinem Gebiet unverkürzt hervorgehen sollte ..., so wäre doch seine deutsche Stellung, der traditionelle Stolz und, bei gehöriger Benutzung, eine der ergiebigsten Quellen seiner Macht dahin. Österreich sähe dann eine große deutsche Macht neben sich, deren Einfluß neben dem unseren um so bedeutender wäre, je mehr sie uns an Homogenität der Bevölkerung und an intellektueller und volkswirtschaftlicher Entwicklung überragte. Preußens Wort wäre das entscheidende in allen mitteleuropäischen Fragen, und Österreich könnte seinen Einfluß höchstens noch gegen den Orient geltend machen. Die deutsche Nationalität Österreichs wäre hinfort nichts mehr als ein vom Leib geschnittenes Glied, sie wäre rückhaltlos dem Nationalitätenhader preisgegeben, der Österreich das Schicksal der Türkei zu bereiten droht."

Die Prophezeiungen traten ein. Der Ausschluß der Deutschösterreicher von der Gestaltung Deutschlands unterminierte ihre Vorherrschaft im Habsburgerreich. Bereits ein Jahr nach Königgrätz mußten sie im sogenannten Ausgleich die Gleichberechtigung der Ungarn anerkennen. Doch auch damit kehrte kein Frieden ein. Nun forderten auch die anderen Volks- und ethnischen Gruppen des Vielvölkerstaates Gleichberechtigung. Tatsächlich beschränkte sich sein außenpolitisches Interesse fast nur noch auf den Balkan, auf den Orient, um es mit der „Neuen Freien Presse" zu sagen. Und tatsächlich ereilte das Vielvölkerreich der Habsburger das gleiche Schicksal wie das der Osmanen, und das auch noch zeitgleich am Ende des Ersten Weltkrieges: Das eine wurde wie das andere aufgelöst.

Bemerkenswert ist schließlich, daß dem Ausschluß des österreichischen Kaisers von der Gestaltung Deutschlands der Ausschluß der (Deutsch-)Österreicher aus der deutschen Nation gefolgt ist. Selbst deutsche Patrioten sprechen heutzutage wie selbstverständlich von Deutschland und Österreich, wenn sie die Bundesrepublik Deutschland und die Republik Österreich meinen.

Die der Schlacht von Königgrätz folgende Entwicklung ist also zweifellos atemberaubend und bis heute von aktueller Bedeutung. Ob ohne Königgrätz die Entwicklung allerdings eine andere gewesen oder ob sie nur langsamer verlaufen wäre, ist eine andere Frage. *M. R.*



»Mutter war unser Schutz«

Busreise nach Masuren weckt Erinnerungen an die Flucht

„Reisen bildet, Reisen weckt Erinnerungen. So wird aus einer Fahrt nach Masuren eine Reise durch ein gutes Jahrzehnt eines bewegten Lebens in der Kriegs- und Nachkriegszeit, voller Erlebnisse, Erfahrungen und Einsichten.“

In dem Buch „Einkehr in Masuren“ berichtet Renate Wittenberg von ihrer Busreise nach Masuren zum Ort ihrer Kindheit.

Auf den Spuren der Vergangenheit wird sie mit vielen Erinnerungen konfrontiert, die sie schon vergessen und verdrängt zu haben glaubte.

Neben den glücklichen Stunden auf dem Gut des Großvaters gehören natürlich der Abtransport von ihr, der Mutter und der zwei Schwestern in ein Flüchtlingslager in Österreich sowie das Leben auf der Flucht in Armut, Hunger und ständiger Angst um den Vater dazu.

„In Aistersheim, unserem nächsten Transportziel, diesmal in Österreich, nahe Linz, vegetierten wir in einem Flüchtlingslager vor uns hin ... Mutter war so etwas wie ein lebender Schutzschild für uns alle geworden. Alle wurden wir entlaust, das heißt, man sprühte uns mit einem weißen Pulver ein. Mutter filzte weiterhin mit Erfolg unsere Haare nach Läusen.“

Sehr anschaulich stellt Renate Wittenberg die Unannehmlichkeiten und Nebenwirkungen der mangelnden Hygiene dar und zeigt somit ein Szenario auf, wie es sich unsereiner, für den WC und Dusche so selbstverständlich wie atmen sind, kaum vorstellen kann.

Emotional sehr berührend erfährt der Leser den Moment, als Renate Wittenberg auf ihrer Reise das Haus ihrer Kindheit besucht. Obwohl sie den Unterschied damals zu heute sehr sachlich feststellt, geht gerade diese objektive und gefühlsneutrale Beschreibung der Dinge dem Leser regelrecht unter die Haut.

Ansprechend und informativ berichtet die Autorin von den verschiedenen Stops der Busreise und ihren Wahrnehmungen als Touristin ... als Touristin in ihrer eigenen Heimat. *A. Ney*

***Renate Wittenberg: „Einkehr in Masuren – Ein Stück Zeitgeschichte“**, Haag, Frankfurt 2006, 69 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr. 5601*

Erdbeben

Geologische Phänomene

„Packende Darstellung“ und „ein großartiges Denkmal“, um nur einige der begeisterten Kritiken auf „Ein Riß durch die Welt – Amerika und das Erdbeben von San Franzisco 1906“ von Simon Winchester zu nennen. Doch begeistert die eigenwillige, kreative Darstellung des spektakulärsten US-amerikanischen Erdbebens auch in Deutschland? Rechtzeitig zum 100. Jubiläum des großen Bebens, das damals fast ganz San Franzisco zerstörte, ist das Buch nun auf den deutschen Markt gekommen, doch Kritiker und Käufer nahmen es nicht wirklich wahr. Dies ist einmal damit zu erklären, daß die Katastrophe bei uns nicht den gleichen Nimbus hat, wie es in den USA der Fall ist. Eine andere Erklärung ist, daß der Autor für die Leser nicht reißerisch genug schreibt und der Autor selbst für Kritiker bei seinen Schilderungen doch zu viele Kapriolen schlägt. So beginnt er seine Geschichte über das Erdbeben in San Franzisco in Wapakoneta, einer Kleinstadt im westlichen Ohio.

Doch was hat Ohio, das an der Ostküste der Vereinigten Staaten liegt, mit San Franzisco, das bekanntlich an der Westküste liegt, zu tun? In Wapakoneta wurde Neil Armstrong 1930 geboren. Der war der erste Mann auf dem Mond, und zwar 1969. Und was hat das mit dem Erdbeben von San Franzisco von 1906 zu tun? „Sieht man die Erde aus der Distanz des Mondes, erkennt man erstaunt, daß sie lebt“, zitiert der Autor, selbst Geologe, den US-amerikanischen Biologen und Philosophen Lewis Thomas. Neil Armstrong war also der erste Mensch, der vom Mond aus sehen konnte, daß die Erde lebt, daß sie aus verschiedenen Kontinentalplatten besteht, die stets in Bewegung sind, die gegeneinander reiben und für Spannungen sorgen, die sich in Erdbeben entladen.

„Die Geologen befassen sich seit Jahren mit dem leidigen Problem dieser Erdbeben, die dort auftreten, wo sie gar nicht auftreten sollten. Um diesem Phänomen auf die Spur zu kommen, mußte ich zunächst 600 Meilen weiter nach Westen fahren ...“ Simon Winchester erzählt in leicht nachvollziehbaren, interessanten Bildern geologische Tatsachen. Beispielsweise kommt es auch manchmal mitten auf einer Platte zu Beben, was der preisgekrönte Journalist und erfolgreiche Sachbuchautor damit erklärt, daß der Druck, der an den Rändern entsteht, sich eben manchmal auch in der Mitte entlädt. Man denke hier nur an einen Kuchen im Backofen, der aufgrund der Tatsache, daß der Kuchen wegen der Backform, in die er an den Rändern eingezwängt ist, nach oben hin aufgeht und die Kruste aufbricht.

Letztendlich nehmen die Schilderungen über das Erdbeben von 1906 nur einen verhältnismäßig kleinen Raum im Buch ein, was „Ein Riß durch die Welt“ aber zugleich auch für Nicht-Amerikaner interessant macht, da Winchester geologische Phänomene weltweit erläutert. *Bel*

***Simon Winchester: „Ein Riß durch die Welt – Amerika und das Erdbeben von San Franzisco 1906“**, Knaus, München 2006, geb., 448 Seiten, 22,95 Euro, Best.-Nr. 5602*



Patriot mit DDR-Karriere

Wolfgang Seiffert über sein Leben, die Einheit und den Kommunismus

Am 16. Juni wurde der Staatsrechtler Wolfgang Seiffert an der Universität Kiel zu seinem 80. Geburtstag mit einem Festakt geehrt. Zu den Festrednern gehörten der russische Historiker Wjatscheslaw Daschitschew, schon vor der Ära Gorbatschow ein Befürworter der deutschen Einheit, der Bonner Politikwissenschaftler Tilman Meyer und der frühere „Spiegel“-Redakteur Fritjof Meyer. Sie zählten zu jenem Fähnlein der Aufrechten, die mit Seiffert in den 80er Jahren für die Wiedererlangung der deutschen Einheit in freier Selbstbestimmung fochten. Termingemäß ist nun die Autobiographie des Jubilars erschienen.

Breslau, Düsseldorf, Berlin, Hamburg, Moskau – die Städte markieren die Wegstationen eines bewegten Lebens. Seifferts frühe Biographie ist die eines katholischen Schlesiers. Er erinnert sich an Wallfahrten – die eine nach Trebnitz zur Hl. Hedwig, die andere zur Schwarzen Madonna nach Tschenstochau. Trotz antinazistischer Erziehung fand der Schüler des St.-Matthias-Gymnasiums Gefallen an den Unternehmungen des „Jungvolks“. Als Marinesoldat erfuhr er im Januar 1945 die Schrecken des Krieges an der zusammenbrechenden Ostfront in Polen: Von 120 Abiturienten seiner Kompanie überlebten zehn. Beim Angriff auf Berlin zog ihn ein Rotarmist aus dem Schützenloch.

Im Schulungslager des NKFD bei Saratow an der Wolga konvertierte Seiffert zum Kommunisten. Als Antifa-Kursant wurde er 1949 für die Rückkehr nach Deutschland präpariert. Trotz Seifferts schalkhafter Begabung verlief fortan nicht alles selbstbestimmt. Als hoher FDJ-Funktionär – mit der Selbständigkeit der 1951 verbotenen westdeutschen FDJ dürfte es nicht weit her gewesen sein – wurde Seiffert 1953 verhaftet, erst 1955 zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. 1956 setzte er sich nach einer spektakulären Flucht „über die grüne Grenze“ in die DDR ab. Als gesamtdeutscher Patriot erfreute er sich des Wohlwollens von Ulbricht („ein deutscher Stalinist von Format“) und machte Karriere als Direktor des „Instituts für Ausländisches Recht und Rechtsvergleichung“ in Potsdam-Babelsberg.

Anno 1978 siedelte Seiffert nach Hamburg über, um einen Lehrauftrag an der Universität Kiel zu übernehmen. Wie er von Potsdam nach Hamburg gekommen sei? „Mit der Eisenbahn.“ Mit unerschöpflicher Produktivität publizierte er fortan Artikel und Bücher, die, gegründet auf die sowjetrussische Interessenlage, der „anationalen“ classe politica die deutsche Einheit als realpolitisches Nahziel vor Augen stellten. Als Bundespräsident Weizsäcker zum Staatsbesuch in Moskau weilte, eröffnete ihm Gromyko: „Wir können einen neuen Rapallo-Vertrag machen.“ 1986 erschien von Seiffert „Das ganze Deutschland“, in dem er nicht nur als Zwischenlösung einen „Bund deutscher Staaten“ (mit Österreich als arbiter Germaniae!) ins Spiel brachte, sondern auch eine Rückkehr der unter Friedensvertragsvorbehalt stehenden Oder-Neiße-Gebiete nicht ausschließen wollte. Die RAF setzte Seiffert auf die Liste der „auszuschaltenden Personen“. Ab 1994 lehrte Seiffert in Moskau, wo er an der Rechtsuniversität ein Zentrum für deutsches Recht etablierte. In St. Petersburg lernte er Putin kennen.

Ungeachtet aller bei Memoirenliteratur gebotenen Distanz handelt es sich um ein zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges, selbst wenn die Analyse oft vom Leser zu leisten ist. Seifferts „Schlesier-Schmerz“ (Martin Walser) scheint in Kritik an der Mißachtung des deutschen und polnischen Selbstbestimmungsrechts im Einheitsjahr 1990 auf. „Die Grenzziehung beruht auf einem Pakt der beiden größten Verbrecher des vergangenen Jahrhunderts.“ Im Hinblick auf den Grenzschacher von Teheran bis Potsdam ist diese Aussage nur teilweise richtig. *Herbert Ammon*

***Wolfgang Seiffert: „Selbstbestimmt – Ein Leben im Spannungsfeld von geteiltem Deutschland und russischer Politik“**, Ares Verlag, Graz 2006, geb., 216 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5603*

Krieg dem Westen

Reden Osama bin Ladens im islamischen Kontext

Die beiden Autoren Marwan Abou-Taam und Ruth Bigalke sind Kenner ihres Faches, beide haben Islamwissenschaft studiert und im Rahmen der deutschen „Gesellschaft für technische Zusammenarbeit“ (GTZ) an konkreten Entwicklungshilfeprojekten im islamischen Raum mitgewirkt. Ruth Bigalke versucht in einem Projekt, eine frauenfreundliche Koraninterpretation zu erarbeiten.

Beide stellen in dem hier vorliegenden Buch erstmalig eine Zusammenfassung der wichtigsten Texte, Videos, Ansprachen und Handbücher Osama bin Ladens vor und stellen sie in den analytischen Kontext der historischen und soziologischen Zusammenhänge zeitgenössischer Wissenschaft. Die Kenntnis dieser Texte ist für politisch denkende Menschen unerläßlich, um die realen Gefahren zu erfassen, die von ihnen ausgehen und die Zusammenhänge der weltpolitischen Aktionen zu begreifen, denen wir alle ausgesetzt sind.

Die Autoren nennen Osama bin Laden einen Hobbytheologen, der sich zum Koraninterpreten ernannt hat. Er findet allerorten Nachahmer, denn auch im Westen treffen sich immer häufiger arbeitslose Muslime, die eine Garage anmieten und Moschee nennen und im Hinterhof Osama bin Laden nachempfundene Freitagspredigten halten.

Das soziologische Umfeld dieser Prediger wird durch die These von Gunnar Heinsohn umschrieben als die Positionskämpfe testosterongeschüttelter, arbeitsloser, männlicher Jugendlicher im arabischen Raum, die man als die „überflüssigen Verlierer“ bezeichnen kann. Diese Jugendlichen stecken in den Verwerfungen des von Samuel Huntington prophezeiten Kampfes der Kulturen, und sie saugen die Botschaften bin Ladens begierig auf.

Osama bin Laden fokussiert alle Schuld an ihrem Elend auf die Machenschaften der Vereinigten Staaten, die wiederum von den Juden wirtschaftlich kontrolliert würden. Die USA und ihre Verbündeten beuteten die arabische Welt aus und schickten ihre Truppen an die heiligen Stätten des Islam. Sie allein und Israel besäßen Massenvernichtungswaffen, und sie mäßen mit zweierlei Maß, indem sie allen arabischen Ländern einen solchen Besitz verböten. Osama bin Laden leitet daraus eine Verschwörungstheorie des Westen gegen die islamische Welt ab, und als legitime Verteidigung ruft er zu einem weltweiten Dschihad gegen den Westen auf. Er gibt in einem globalen Aufstand den islamischen Massen den Auftrag, eine Islamisierung der Welt zu organisieren.

Die muslimische Umma soll daher der einzig legitime Souverän der Weltgeschichte sein. Im Juli 2005 wurde ein Schlüsseltext Osama bin Ladens auf allen Islamistenportalen im Internet veröffentlicht mit dem Titel „Verwaltung der Barbarei“, in dem die Schaffung von Chaos und Anarchie gepriesen wurde. Islamistische Gruppierungen sollten touristische Zentren, Banken und Ölraffinerien angreifen, damit schwache Staaten zur Überdehnung ihrer Sicherheitskräfte geführt würden.

Kernthese bin Ladens ist, daß der Islam ein komplexes System sei, das nur komplett installiert werden könne. Daher müßten alle störenden Elemente rücksichtslos entfernt werden, vor allem aber westliche Vergnügungsstätten. Dies sei ein totaler Partisanenkrieg gegen die westliche Zivilisation, der mit allen Mitteln zu führen sei, mit Wort und Tat, mit Stift und Messer und Bomben unter totalem Einsatz auch des eigenen Lebens. Wie seinerzeit „Mein Kampf“ sollte man als politisch denkender Mensch diese Kriegserklärung ernst und zur Kenntnis nehmen, zumal deutsche Soldaten weltweit schon längst in dies Geschehen verstrickt sind. *Holger von Dobeneck*

***Marwan Abou-Taam, Ruth Bigalke (Hrsg.): „Die Reden des Osama bin Laden“**, Diederichs, 256 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 5604*



Vertane Chancen

Interessante Analyse über Polen nach der Wende

Das „Deutsche Polen-Institut“ hat das in Polen nicht gerade mit Begeisterung aufgenommene Buch „Macht, Privilegien, Korruption – Die polnische Gesellschaft 15 Jahre nach der Wende“ in deutscher Sprache herausgebracht. Die Autorin Maria Jarosz ist Professorin am Institut für Politische Studien der Polnischen Akademie der Wissenschaften und hat eine ungeschminkte Analyse der polnischen Gesellschaft vorgelegt. Da Maria Jarosz Soziologin ist, neigt sie allerdings dazu, immer erst vom allgemeinen Verhalten bestimmter Gesellschaftsgruppen auf polnische Entwicklungen zu sprechen zu kommen, was die Lektüre ihrer häufig durchaus interessanten Erkenntnisse manchmal ein wenig zäh werden läßt.

Desillusioniert schildert die Autorin, daß Polen seine Chancen nach 1989 nicht genutzt hat, und nennt die Verantwortlichen. Wer annahm, daß in Polen, würde es die Freiheit erlangen, „die Ämter mit den Massen von Schmarotzern, die den Bittstellern ihre offenen Hände entgegenstrecken, verschwinden“ würden, der sieht sich getäuscht. Immerhin gäbe es jetzt eine freie Presse, die mehr und mehr die Aufgabe übernähme, derartige Mißstände zu offenbaren und als skandalös anzuprangern, doch selbst sie könne die polnische Bevölkerung nicht genügend wachrütteln. So hätten sich die Polen inzwischen damit abgefunden, daß eben viele ehemalige Kommunisten sich inzwischen von der Politikerrolle in die Managerrolle gefügt hätten, und daß die alten Klüngel weiterexistieren würden. Außerdem käme hinzu, daß die sogenannte „Marriott-Brigade“ (benannt nach dem Hotel, in dem die meisten westlichen Wirtschaftsberater logierten) versucht habe, ohne Wissen über die spezifischen sozioökonomischen Bedingungen in den postkommunistischen Ländern Polen nach westlichem Vorbild umzuformen. Dies habe keineswegs positive Auswirkungen auf Land und Leute gehabt. Da die Berater und die plötzlich ins Land kommenden Konzerne keinerlei Bindung an die dortige Bevölkerung hatten, holten sie sich ohne Rücksicht auf Verluste, was sie bekommen konnten.

Da auch heute noch die meisten Polen davon ausgingen, daß der Staat für sie zu sorgen habe, rast die Republik Polen mehr und mehr in die Schuldenfalle. Kein Politiker gleich welcher Partei möchte die unangenehme Aufgabe übernehmen, darüber zu informieren, daß es so nicht weitergehen kann, und so verschlechtere sich die Lage immer mehr. Auch die EU sei keineswegs ein Ausweg, wie die Autorin darstellt, schließlich gäbe es keine Garantie für Wohlstand, und nicht umsonst gäbe es den Ausspruch vom „Europa der zwei Geschwindigkeiten“.

„Da die Wirklichkeit also kompliziert ist, führt ihre einseitige Darstellung dazu, daß sich ein einseitiges, falsches Bild von ihr festsetzt. Dadurch kommt es dann zu wachsenden Frustrationen, zu Wut oder auch Apathie der Gesellschaft, vor allem, wenn sie immer mit schlechten Informationen bombardiert wird. Es ist höchste Zeit, Schlußfolgerungen aus der einfachen Wahrheit zu ziehen, daß man die Gesellschaft mit Achtung behandeln soll und muß, als Subjekt, nicht nur als potentielle Wählerschaft, die sich hin und her manövrieren läßt. Die Politik muß sich auf glaubhaftes Wissen und voraussehbares Verhalten der öffentlichen und parteilichen Macht stützen ebenso wie darauf, das Handeln im Namen des Gemeinwohls zu rationalisieren. Andernfalls droht uns eine Situation des déjà vu – eine Wiederholung der Geschichte von den vertanen Chancen.“ Maria Jarosz’ Schlußwort ist brillant und könnte auch für Deutschland gelten. *R. Bellano*

***Maria Jarosz: „Macht, Privilegien, Korruption – Die polnische Gesellschaft 15 Jahre nach der Wende“**, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2005, broschiert, 289 Seiten, 24,80 Euro, Best.-Nr. 5605*




Bärbel Beutner
Von bleibenden Dingen
Über Ernst Wiechert
Geb., 235 Seiten
Best.-Nr.: 2085, € 19,80



Miroslaw Garniec
Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen
(polnischer Teil)
Geb., 397 Seiten
Best.-Nr.: 1120, € 19,00



Siegfried Hennig
Krieg frisst Heimat auf
Kart., 415 Seiten
Best.-Nr.: 3372, € 19,00



Marie Theresa Krefting
Irgendwo liegt Sonntagsruh
Kart., 182 Seiten
Best.-Nr.: 3179, € 14,80



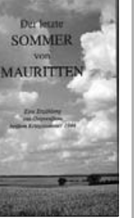
Gerhardt Eckert
Anekdoten aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5247, € 5,95



Agnes Miegel
Alt- Königsberger Geschichten
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 4953, € 12,95



Heinz Voigt
Der letzte Sommer von Mauritten
Kart., 379 Seiten
Best.-Nr.: 3641, € 14,80



Günther Rehbein
Gulag und Genossen
Aufzeichnungen eines Überlebenden
Kart., 218 Seiten
Best.-Nr.: 5600, € 14,90



Hans Partschfeld
Viel zu schnell erwachsen geworden
Zeitzeugenbericht eines Flaksoldaten
Geb., 255 Seiten
Best.-Nr.: 5597, € 9,95



Siegfried Obermeier
Verlorene Kindheit
Erinnerungen aus der Kriegszeit
Geb., 255 Seiten
Best.-Nr.: 5598, € 9,95



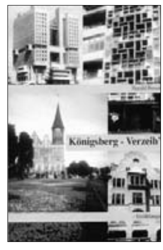
Nelli Pietsch
Verlorene Heimat
Flüchtlingsschicksal zwischen Deutschland und Russland
Geb., 207 Seiten
Best.-Nr.: 5599, € 9,95



Günther Daum
Unser Herrgott durch Ostpreußen geht - Gedichte
Geb., 99 Seiten
Best.-Nr.:2439, € 10,00



Grete Fischer
Letzter Sommer in Ostpreußen
Kart., 72 Seiten
Best.-Nr.: 5512, € 4,95



Harald Breede
Königsberg-Verzeih'!
Kart., 102 Seiten
Best.-Nr.: 5527, € 13,50



Siegfried Bufe/ Bernhard Schülein
Königsberg Expreß
Bild- Textband
Geb., 111 Seiten- Großformat
Best.-Nr.:1891 , € 21,00



Fr. Lindner
Die Kurische Nehrung
Die preussiche Wüste einst und jetzt, Geb., 72 Seiten
Best.-Nr.: 4840, € 16,95

Hörbuch der Woche

Heinz G. Konsalik
Das Bernsteinzimmer

6 CDs

Das Bernsteinzimmer - gelegentlich auch als das achte Weltwunder bezeichnet - war ein Geschenk des preußischer Königs Friedrich Wilhelm 1. an den russischen Zaren Peter den Großen im Jahre 1716. Seine Tochter, Zarin Elisabeth, liefe es später im sog. Katharinenpalast in Puschkin, südlich von St. Petersburg; installieren. Hier wurde es 1941 vor deutschen Soldaten demontiert und zurück nach Königsberg verbracht, wo sich in den Wirren der letzten Kriegstage die Spur des original Bernsteinzimmers verliert.
Vieles deutet darauf hin, dass die Kisten, in denen das Bernsteinzimmer verpackt war verbrannt sind, aber es gibt auch eine Vielzahl von weiteren Theorien - die meist mehr abenteuerlich als glaubwürdig sind - über den Verbleib eines der größten Kunstschätze der Weltgeschichte, Heinz G. Konsalik hat über drei Jahre die Geschichte des Bernsteinzimmers recherchiert und diese in einem spannender und fesselnden Roman zusammengefasst, verbunden mit einer eigenen Theorie, was aus dem Bernsteinzimmer schlussendlich geworden sein könnte

Sprecher: Nils Clausnitzer, Hartmut Becker, u.v.a., 6 Audio-CDs, Laufzeit ca. 5:40 Stunden

Best.-Nr.: 5596, € 24,90



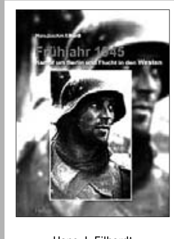
Dieter Boenke
Verlorene Heimat - gefangene Träume
Kart., 272 Seiten
Best.-Nr.: 1296,
statt € 12,40 nur € 5,99



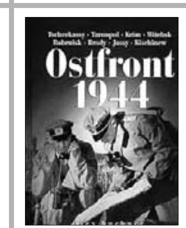
Fritz Czymmek
Schicksalsstunden, die man nie vergisst
Kart., 143 Seiten
Best.-Nr.: 2649, € 8,00



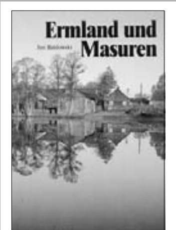
Stefan Scheil
1940/41- Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs
Eine fundierte Analyse
Geb., Gebunden 528 Seiten
Best.-Nr.: 4797, € 34,00



Hans J. Eilhardt
Frühjahr 1945 - Kampf um Berlin und Flucht in den Westen
Kart., 193 Seiten
Best.-Nr.: 3945, € 13,90



Alex Buchner
Ostfront 1944
Tscherkassy, Tarnopol, Krim, Witebsk, Bobruisk, Brody, Jassy, Kischinew
Geb., 336 Seiten, 20 Abb.
Best.-Nr.: 3957, € 12,95



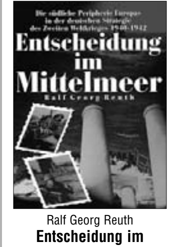
Jan Baldowski
Ermland und Masuren - Reiseführer
Kart., 293 Seiten mit zahlr. Abb. und Kart.
Best.-Nr.:1325 , € 14,90



Reinhard Scholzen
KSK
Innenansichten der dt. Elitetruppe
Geb., 174 Seiten, Großformat
Best.-Nr.: 3578 , € 29,90



Werner Haupt
Deutsche Spezialdivisionen
Gebirgsjäger, Fallschirmjäger und andere
Geb., 207 Seiten
Best.-Nr.: 3447, € 10,20



Ralf Georg Reuth
Entscheidung im Mittelmeer
Deutsche Strategie im Gesamtzusammenhang
Geb., 277 Seiten
Best.-Nr.: 3235, € 10,20



Detlev Cramer
Geschichten einer Gefangenschaft
42 Monate Kriegsgefangenschaft in sowjet. Lagern
Geb., 132 Seiten
Best.-Nr.: 2474, € 14,80



Wolfskinder
Dokumentarfilm-Klassiker von Eberhard Fechner, der von einer ostpreußischen Flüchtlingsfamilie erzählt mit Bonusfilm „Flucht und Vertreibung",
Laufzeit: 177 Min.
Best.-Nr.: 5568, € 14,95



Die Geschichte der Deutschen
Das Hörbuch zeichnet ebenso pointiert wie kompetent die Entwicklung Deutschlands von seinen Ursprüngen bis in die Gegenwart nach
3 CDs, Laufzeit: 180 Minuten
Best.-Nr.: 5485, € 19,95



Der fröhliche Ostpreuße
Lustige Geschichten und Lieder in ostpreußischem Dialekt
Laufzeit. 46 Min.
Best.-Nr.: 1057,
statt € 12,95 nur € 9,95



Wilhelm Matull
Liebes altes Königsberg
Geb., 246 Seiten
Best.-Nr.: 3738, € 12,95



Elvira Syroka
Orangen für Königsberg
Die dagebliebene Elvira Syroka erzählt
Kart., 212 Seiten
Best.-Nr.: 5020, € 14,80



Albrecht Müller
Machtwahn
Wie eine mittelmäßige Führungselite uns zu Grunde richtet
Geb., 320 Seiten
Best.:5577,€ 19,90



Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90



Matthias Matussek
Wir Deutschen
Warum uns die anderen gern haben können. Geb., 352 Seiten
Best.-Nr.: 5569, € 18,90

Hörbücher vom Bestseller-Autor Gerd Schultze-Rhonhof



Der Zweite Dreißigjährige Krieg
Welche Ziele aber können es wert sein, die europäischen Nationen in zwei blutigen Kriegen gegeneinander aufmarschieren zu lassen? Dieses Hörbuch klärt auf...
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5337, € 14,95



Der Krieg der viele Väter hatte
Das vorliegende Hörbuch zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: hier erfahren Sie, was den „ersten Schüssen" des 1. Sept. 1939 vorausgegangen ist.
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95





Ruth Geede
Märchen aus dem Bersteinland
Die bekannte Schriftstellerin zeigt sich hier als Chronistin und Sprecherin des Landes am Bernsteinmeer, das besonders lebendig wird in den heiteren Tiermärchen.
Erzählweise, Laufzeit: 65 Min
Best.-Nr.:1381, € 14,90




Heinz Georg Podehl
Grüße aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5513, € 4,95



Hermann Sudermann
Miks Bumbullis
Geb., 62 Seiten mit 11 Illustrationen
Best.-Nr.: 1499 , € 9,90



PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

MELDUNGEN

»Bulgarien ist eindeutig nicht EU-reif«

Berlin / Sofia – Der Vorsitzender des Bundes Deutscher Kriminalbeamter, Klaus Jansen, hat dem EU-Beitrittskandidaten Bulgarien abgesprochen, EU-reif zu sein. Das Land scheitere bei der Bekämpfung der organisierten Kriminalität völlig. Nach dem Beitritt werde Kriminalität nach Westen exportiert werden, sagte Jansen dem „Spiegel".

Berlusconis letzte Niederlage

Rom – Die vom ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi angestrebte Verfassungsänderung (*PAZ* Nr. 24) ist am Willen der Italiener gescheitert. 61,7 Prozent der Referendumsteilnehmer entschieden sich dagegen. Konkret sollten die Stellung des Ministerpräsidenten gestärkt werden (Recht auf Parlamentsauflösung) und die Regionen mehr Kompetenzen bekommen. Vor allem letzteres traf im ärmeren Süden Italiens auf Ablehnung. Die Mehrheit dort fürchtete offenbar um die bisherige Umverteilung des Wohlstands zu Lasten des reichen Nordens.

ZUR PERSON

Nicht zu reich, um gut zu sein



Sein ganzes Leben kannte er nur eine Maxime: Profit. Mit sechs Jahren verkaufte er Cola, mit elf seine erste Aktie und verdiente fünf Dollar daran. **Warren Buffett** (75), zweitreichster Mann der Welt, ist in seiner Heimat USA legendär für seine Investitionsspürnase („Orakel von Omaha"). Die erbte er von Daddy – Investmentbroker und republikanischer Kongreßabgeordneter.

Nun wird Warren 85 Prozent seines erwirtschaften Geldes los – freiwillig. „Ich weiß, was ich tue, und ich finde, es hat Sinn, es zu tun," – so knapp kommentiert der Langzeitinvestor (eigene Firma Berkshire Hathaway) seine Entscheidung, der Stiftung seines besten Freundes und reichsten Mannes der Welt Bill Gates rund 44 Milliarden US-Dollar zu spenden. Als wohltätiger Gastgeber versteigerte er schon Dinners mit sich bei Ebay.

Unkonventionell auch seine Ausbildung: Er schmiß die Uni, „wußte mehr als meine Professoren". Harvard wollte ihn nicht („zu jung"), trotzdem feierte er mit Ratgeberbüchern Erfolge, bemaß den Wert von Unternehmen unabhängig vom Aktienkurs, gab aber nie konkrete Kauftips. Als Berkshire-Boß (ursprünglich Textilfirma, von Buffet aufgekauft) gab er sich zugeknöpft, zahlte in Jahrzehnten nur einmal eine Dividende an Aktionäre. Sein Vermögen war in seiner Firma gebunden, also spekulierte er mit seinem Jahresgehalt von 50 000 Dollar an der Börse. Als er 45 war, zog seine Frau ohne Vorwarnung aus, organisierte Verabredungen mit anderen Frauen für ihn – offiziell blieben sie verheiratet. Sie starb vor zwei Jahren – eigentlich sollte seine Frau eine Stiftung für ihn leiten. *SV*



»Ja! Nummer drei war's! Erschießen Sie ihn!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Kaputtgelacht

Gibt es ein Leben nach dem Erbfeind? Wo sind die bösen Deutschen? Wo die Ängste der anderen? Die Welt ist in Unordnung geraten / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Deutschland badet in einer ungeahnten internationalen Popularität. Alle scheinen uns auf einmal zu mögen. Anfangs waren die holländischen Schlachtenbummler noch in der frohen Hoffnung ins befeindete Nachbarland eingefallen, dort saftig für Stunk zu sorgen und den Deutschen die Partylaune versauen zu können. Die niederländische Fußballfan-Rüstungsindustrie hatte eigens hunderttausend orange gefärbte Plastiknachbildungen deutscher Stahlhelme angefertigt. Damit wollte man die „Moffen" provozieren, die ihrerseits endlich eine schlüssige Erklärung dafür gefunden hätten, warum die Holländer 1940 nur drei Tage durchgehalten haben – bei solchen Helmen!

Aber soweit kam es gar nicht. Die Deutschen hatten diesmal nämlich keine Lust zum traditionellen Geätze. Sie hatten seit der letzten WM 2002 einiges erlitten: Rot-Grün, Hartz und Agenda, Reformdebatten und -staus, Wachstumskrise, Geburtendesaster und Große Koalition und vor allem eines: Einen ebenso end- wie ergebnislosen Streit um wer weiß was alles. Weiteres fruchtloses Gekabbel war Anfang Juni also das letzte, wonach den Deutschen der Sinn stand; sie verweigerten den Fußballkriegsdienst und erfüllten so den Traum aller Pazifisten, „brüderlich mit Herz und Hand".

Da kamen sich die Holländer auf einmal ziemlich käsköppig vor. „Geschämt" hätten sie sich angesichts der deutschen Gastfreundschaft wegen ihrer Helmchen, gaben sie der mitgereisten niederländischen Presse gleich „mannschaftsweise zu Protokoll", wie diese berichtet. Selbst britische Kommentatoren räumen kleinlaut ein, bislang im falschen Film gewesen zu sein, was Deutschland angeht.

Nun ja, ist ja alles ganz nett. Wer's gern flauschig hat, der soll unseretwegen mitkuscheln. Doch echten Kerlen geht das Händchenhalten nicht nur langsam auf die Nerven, sie machen sich auch ernsthafte Sorgen: Gehen uns etwa demnächst die Raufkumpane aus? Gibt es ein Leben nach dem Erbfeind? Verweigern uns die Briten demnächst sogar den (Hitler-)Gruß? Deutschland verkommt zum läppischen Lächelland. Wo ist unsere Dauerdepression geblieben? Harald Schmidts Albtraum ist wahr geworden: Der bekannte einmal, er könne sich nichts Schlimmeres vorstellen als morgens aufzuwachen und lauter fröhliche Deutsche vorzufinden. Unsere Saulaune sei die Basis für Weltliteratur gewesen. Und mehr als Literatur: Haben Sie Beethoven mal in die Augen geschaut? Guckt der etwa wie „hereinspaziert, ihr Lieben"? Nein, die Augen auf dem bekannten Gemälde sagen nichts anderes als: „Raus! Ich habe zu arbeiten!"

Deutsch sein heißt muffig sein, das war unsere Parole. In unserem unschlagbaren Erfindungsreichtum hatten wir das Perpetuum mobile der Niedergeschlagenheit erfunden: Das dauernde Gejammere versorgte sich selbst mit Energie, indem wir am heftigsten darüber gejammert haben, daß soviel gejammert wird.

> Deutsche erfanden das Perpetuum mobile der Saulaune: Über das Jammern jammern

Aus und vorbei: Letzte Woche haben die letzten Kämpen der miesen Stimmung ihre Waffen gestreckt. Die GEW, wir hatten es berichtet, wollte der tanzenden Germania ins Knie schießen, indem sie das Deutschlandlied „problematisierte". Das Ergebnis ist ein Fiasko: Die Kugel blieb im Rohr stecken, das ganze Pulver kam hinten raus. Witzig ist so etwas nur im Zeichentrickfilm.

Völlig verschmaucht und verdattert teilt uns GEW-Oberlehrer Ulrich Thöne mit, daß seine einst gefürchtete Organisation bei dem Schuß alle Zähne verloren habe. Daher kann die Lehrergewerkschaft jetzt nur noch vorgekauten Kram müffeln wie die von allen anderen lange vor ihr genossene „Weltoffenheit der Deutschen", gegen die auch Thöne nun nichts mehr haben will.

Der Gewerkschaftsboß entschuldigt seine wirren Tiraden gegen das Deutschlandlied heute damit, daß er von der Entwicklung in Deutschland nichts mitbekommen habe („Ich konnte das überhaupt gar nicht verfolgen!"). Hier mag man einwerfen, daß wir schon länger den Eindruck hatten, daß die GEW ein bißchen weg ist von den aktuellen Entwicklungen. So meint Thöne das natürlich nicht. Er sei gerade in Israel gewesen, als ihm zu Hause der Laden in die Luft geflogen ist. Dafür kann Israel nichts. Noch weniger kann es dafür, daß es bei Thönes Rückzugsgefecht gegen das Lied der Deutschen als flaue Rechtfertigung herhalten mußte („Ich bin gerade ein bißchen sensibilisiert").

Als er in Deutschland aus dem Flugzeug kam, erlitt der frisch sensiblisierte Thöne ein Schocktrauma. Dem „Deutschlandradio", brabbelte er ins Mikro: „Und das war offensichtlich die Fehleinschätzung zu glauben, daß das, was 1990 möglich war, nämlich darüber zu diskutieren, ob man nicht zum Beispiel, wie Sie es in Ihrem Beitrag genannt haben, die Kinderhymne als einen Bestandteil, können aber auch andere Dinge sein, als einen Bestandteil zu nehmen, daß diese Diskussion überhaupt nicht en vogue ist, überhaupt nicht anstand, aber das war auch eine Einschätzung, die aus einer Zeit resultierte vor der Weltmeisterschaft, bei der man nicht sehen konnte, wieviel und wie breit als Gegenreaktion auf versuchte Einnahmen von falscher Seite als Gegenreaktion freundlich und friedlich auf den Straßen zu sehen war."

Diagnose: Der Mann ist völlig durch den Wind – aus nachvollbaren Gründen: Was vor seiner Israelreise noch als kritischer Geist der postnationalen Deutschlandentlarvung allseits anerkannt war, schwirrt seit knapp drei Wochen wie ein verstörtes Schloßgespenst durch die plötzlich taghellen deutschen Gewölbe. Der Mann hat sein Lebenswerk zerstört: Von Studententagen an hatten Thöne und die Seinen an einem apokalyptischen Deutschlandbild gepinselt, bis sich das Höllengemälde des Hieronymus Bosch daneben wie ein barockes Genre-Idyll ausnahm. Die Deutschen haben sein Meisterstück in wenigen Tagen kaputtgelacht.

Als besonders verwerflich muß dem GEW-Chef die Kollaboration des Auslands in die Glieder gefahren sein. Auf die war früher immer Verlaß: Wer die „Ängste unserer Nachbarn" in die Debattenschlacht warf, hatte gewonnen. Und wenn die sich nicht von alleine ängstigen wollten, dann fuhr man eben hin, erzählte wie Günter Grass 1989 in Brüssel, daß die deutsche Einheit schreckliche Dinge heraufbeschwören könnte, und zitierte später: Auch in Belgien haben die Menschen Angst, daß die deutsche Einheit schreckliche Dinge heraufbeschwören könnte.

Das aber klappt diesmal nicht, obwohl wir mit der Ausrufung von „no-go-areas" und „Reisewarnungen" das Unsrige dazu getan haben, um die ersehnten Befürchtungen zu säen. Das Ausland jedoch hat versagt und weigert sich, angesichts der schwarzrotgoldenen Massenbegeisterung die Ängste auszudrücken, die es uns schuldig ist.

Das konnte so nicht weitergehen. Irgendetwas mußte geschehen, um das Deutschlandbild der Welt dem Thöneschen Monster wieder näherzubringen. Deshalb haben wir zum Äußersten gegriffen und Bruno ermordet. Das reizende Bärchen, das so gern mit den Schäfchen spielte und überdies sozial benachteiligt war (Problemfamilie!), erschien als das ideale Opfer deutscher Täter.

Die Operation trägt bereits Früchte: Im Internet lesen wir, daß Deutschland nun die WM verlieren werde, als „gerechte Rache der Natur am Deutschen". Na also, was diese offenbar ziemlich heruntergekommenen Ausländer von der Spezies homo sapiens sapiens nicht mehr hinbekommen, übernehmen nun die anderen Gattungen. Als Vollstrecker des feigen Anschlags auf den Alpenteddy haben wir übrigens nicht umsonst Bayern ausgewählt! Nur so kann uns Ulrich Thöne demnächst den zwingenden Zusammenhang erläutern zwischen der reaktionären Hölle des dreigliedrigen bayerischen Schulsystems, unserer unbewältigten Vergangenheit und dem fatalen Hang zum Bärenmord.

ZITATE

Zum Vorschlag von Bundestagspräsident Lammert (CDU), ***Deutsch als Landessprache ins Grundgesetz*** *zu schreiben, meint die „Frankfurter Allgemeine" vom 26. Juni:*

„In einer Zeit, in der die Pflege des Deutschen sogar in Goethe-Instituten (‚Englisch ist ein Muß, Deutsch ist ein Plus') einer beliebigen Folklore weicht, ist eine Verständigung über einen staatlichen Kulturauftrag nicht überflüssig. Jedenfalls nicht, solange die sogenannten Führungskräfte des Exportweltmeisters in Politik und Wirtschaft ihre Sprache verhunzen und aufgeben und damit dem Land und sich selbst kulturellen Boden entziehen."

Auch der Londoner „Guardian" vom 13. Juni kann sich dem ***Charme der WM in Deutschland*** *nicht entziehen:*

„Die Gewinner sind die Gastgeber. Wenn Sie hier wären, im vor Sonne Blasen schlagenden Deutschland, würden Sie mir ohne Zweifel zustimmen. Die lächelnde, höfliche, hilfsbereite Herangehensweise der Gastgeber ist über jeden Vorwurf erhaben: In Hotels, Taxis, Bars, Restaurants, Läden und Bahnhöfen – sogar deutsche Polizisten, aufs äußerste provoziert, haben sich in das Willkommenskomitee eingereiht."

„Focus"-Chefredakteur Helmut Markwort nimmt am 26. Juni den SPD-Fraktionsvize ***Joachim Poß aufs Korn****, der dem Bundespräsident* ***Horst Köhler „Besserwisserei"*** *vorgeworfen hatte:*

„Daß Abgeordnete wie Poß auf Reden des Bundespräsidenten so peinlich heftig reagieren, hat seine tiefere Ursache möglicherweise in der Erkenntnis, daß dieser Bundespräsident tatsächlich vieles besser weiß als mancher selbsternannte Fachmann."

Dem pflichtet auch der „Nordkurier" vom 21. Juni bei:

„Daß Köhler derartige Wahrheiten ausspricht und damit auch Kritik an der Regierung übt, ist nicht nur sein gutes Recht, sondern seine Pflicht. Mit Besserwisserei hat das nichts zu tun. Die Bemerkung von Poß fällt auf den SPD-Fraktionsvize und die ganze Koalition zurück, die außer der größten Steuererhöhung aller Zeiten und zusätzlicher Bürokratie – Stichwort: Antidiskriminierungsgesetz – nicht viel zu Stande bringt und immer stärker unter Druck gerät. Besserwisser hin oder her, was Deutschland braucht, sind vor allem Besserkönner."

In memoriam

Es ruhte Bayerns Hoffnung groß
auf Finnlands Bärenhunden,
doch Bruno war auch weiter los
und drehte seine Runden.

Zu fad schien Alpenbärenmief
den Finnenhundenasen:
Sie hielten ihn wohl instiktiv
für Rammeldunst von Hasen.

So ging der Bär statt auf den Leim
auf Nerven noch paar Tage –
für Hunde ging's inzwischen heim
und aufwärts, keine Frage:

In Finnland wird ab nun man ja
Europas Vorsitz führen,
und aufgebundne Bären da
sind leichter aufzuspüren!

Pannonicus